

Pastor
Wilhelm Busch
erzählt



Auswahlband

Pastor
Wilhelm Busch
erzählt



Quell Verlag Stuttgart

Die in diesem Band enthaltenen Erzählungen sind der Reihe Wilhelm Busch »Kleine Erzählungen« (5 Bände), Copyright 1947-1958 by Quell Verlag Stuttgart, entnommen.

Auswahl und Zusammenstellung des Bandes: Quell Verlag Stuttgart

1. Auflage 1972, 1.-10. Tausend
2. Auflage 1973, 11.-15. Tausend
3. Auflage 1974, 16.-20. Tausend
4. Auflage 1975, 21.-25. Tausend
5. Auflage 1975, 26.-30. Tausend
6. Auflage 1977, 31.-35. Tausend
7. Auflage 1979, 36.-40. Tausend

ISBN 3-7918-1021-9

© Quell Verlag Stuttgart 1972

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung: JACs

Satz und Druck: Quell Verlag Stuttgart

Inhalt

»Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt ...«	5
Der Hut	9
Singen hilft siegen	11
Warum das Eis so spät kam	13
Der Einsame	15
»Welt ging verloren ... !«	17
Der Brief aus der Heimat	20
Krach im Vorder- und Hinterhaus	21
Zu spät	25
Eine Tür ging auf	27
Das Lied	31
»Fränzken«	33
Licht im Dunkel	36
Zirkus Sarrasani	38
Friede auf Erden	40
Kleine Gottesboten	45
Mörderlich	47
Unterm Gestein	50
»O Theo!«	52
Herrlich — herrlicher — am herrlichsten!	56
Das Buch des Lebens	58
»... gib mir einen neuen, gewissen Geist ...«	62
Zwei Sportler und eine alte Frau	64
Es ist keine Liebe drin!	66
Ein weltanschaulicher Kampf um ein Frühstück	69
Es gab auch manchmal etwas zum Lachen	75
Die Synagoge	78
Er hatte es an den Nerven	82
Im Fextal	87
Debora im Luftschuttkeller	89
Geistlich arm	92

Die Hänge-Kanzel	97
»In zehn Jahren ... !«	100
Schrecken und Zucker	106
»Doch, da kann ich mitreden!«	108
»Wie einer, der sich gefangen gibt ...«	111
Echo	113
Neues Jahr — neues Leben	117
Erlebnisse mit Mesnern	119
Gott fragt uns nach dem Bruder	123
»Büffel und Schweine«	126
»Ich tue recht und scheue niemand!«	129
Zwischen Tod und Leben	132
Die zersprungene Glocke	135
Dunkle Nachtstunde	138
Die böse und die gute Schwiegermutter	141
Jesus beim Straßenbau	144
»Gott ist an allem schuld!«	145
Die verlorene Tasche	149
»Das Gewissen ... ach ja, das Gewissen!«	152
Jesus in Berlin	155
Nur ein Strich	158

»Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt . . .«

Wenn ich an meine Jugendzeit zurückdenke, wird mein Herz fröhlich. Wir hatten die besten Eltern, die je gelebt haben. Und gerade darum tut es mir heute noch weh, wenn mir eine böse Geschichte in den Sinn kommt. Andererseits habe ich gerade damals meinen Vater erst richtig lieben gelernt.

Aber nun will ich ordentlich der Reihe nach erzählen: Damals war ich ein Junge von zwölf Jahren. Außerdem war ich Quartaner in einer höheren Schule. Aber nur sehr ungerne! Ich glaube, ich war ganz einfach — faul. Jungen haben manchmal so Zeiten, in denen ihnen der »Ernst des Lebens« höchst zuwider ist.

Ich weiß gar nicht recht, wie es kam — auf einmal war ich in ein richtiges Lügennetz verstrickt.

Es fing wohl so an, daß ich eine schlechte Arbeit geschrieben hatte. Bekümmert sah ich Unheil auf mich zukommen. Nun würde man diese schlechte Note zum Anlaß nehmen, meine Schularbeiten zu kontrollieren; ich würde Fehlendes nachholen und schrecklich arbeiten müssen.

Dazu hatte ich einfach keine Lust. Und so verschwieg ich die schlechte Note. Die nächste Arbeit wurde noch schlimmer. Wieder beichtete ich zu Hause das Unglück nicht. Sondern vielmehr, als eines Tages mein Vater nach den Arbeiten fragte, log ich ihm mit klopfendem Herzen etwas vor. Er wollte das Heft sehen. Da habe ich mich des Nachts hingesetzt und habe neue Hefte angefertigt. Dann mußte ich mir Geld verschaffen, um rote Tinte zu kaufen, mit der ich die Unterschrift des Lehrers fälschte. Mein Vater bekam ein Heft mit den herrlichsten Zensuren zu sehen.

Damals habe ich gelernt, daß aus jeder Lüge wenigstens zehn neue herauswachsen. Schließlich war mein ganzes

Jungenleben nur noch ausgefüllt damit, zu vertuschen und zu schwindeln. Das Lügennetz wurde immer verworrener. Mich hatte eine Art Panik gepackt. Ich hätte es jetzt viel bequemer gehabt, wenn ich nur meine Schulaufgaben hätte machen müssen. Nun aber saß ich nachts und schrieb doppelte Hefte oder fälschte Entschuldigungen.

Und dabei ging es auf Weihnachten zu. Meine Eltern zerbrachen sich den Kopf darüber, wie sie uns erfreuen könnten. Und ich ...! Wenn meine Geschwister fröhlich spielten, dann packte mich der ganze Jammer eines verpfuschten Daseins. — Wie sollte ich je herauskommen?!

Aber eines Tages brach die drohende Katastrophe herein. Deutlich — als wäre es erst gestern gewesen — sehe ich im Geist die Szene vor mir. Meine Schwestern spielten im Flur mit dem Ball. Und ich saß finster brütend auf der Treppe.

Dann schellte es — der Briefträger gab die Post ab ... Wenige Minuten später ging die Tür des Studierzimmers auf, mein Vater erschien, und ruhig forderte er mich auf: »Komm doch mal herein!«

Mir klopfte das Herz bis zum Halse. Die Schreibtischlampe beleuchtete einen eben geöffneten Brief. Ich erkannte sofort die Schrift meines Klassenlehrers.

Was enthielt der Brief?! Ich bemühte mich vergeblich, ihn zu entziffern. Da reichte mein Vater mir ihn schon. Und während ich zitternd las, setzte er sich in den Sessel.

Es waren nur zwei Zeilen, in denen der Lehrer meinen Vater um eine Aussprache bat.

»Komm, setz dich«, sagte mein Vater, »und erzähl mir, was denn da los ist!«

Nun mußte ich bekennen, und aus meinem Herzen brach es heraus: all dies ganze Geknäule von Schwindel und Betrug und Lüge und Faulheit und Schmutz. Ich war selber entsetzt, als ich es nun alles so ausgebreitet vor mir sah.

Oh, ich hätte mich anspeien mögen! Da saß nun mein lieber Vater, der uns täglich seine Liebe bewies, und es war,

als wenn ein dunkler Schleier von abgründiger Traurigkeit sich über ihn legte.

Endlich war ich fertig. Mein Vater war ganz in sich zusammengesunken. Eine schreckliche und tiefe Stille lag zwischen uns. Nur von draußen hörte man das fröhliche Lachen meiner Schwestern.

Dann richtete mein Vater sich auf und sagte aus tiefster Seele: »Du wirst ein Nagel an meinem Sarge werden! Nun geh!«

Und ich ging. Die Tränen flossen mir über das Gesicht, als ich die dunkle Treppe hinaufstieg zu meinem Zimmerchen. Erschrocken sahen die Schwestern mir nach.

Mechanisch zog ich mich aus und legte mich ins Bett. Keiner rief mich zum Abendessen. Ich hatte auch kein Verlangen danach. Später hörte ich, wie meine Mutter mit den Geschwistern Weihnachtslieder sang. Da heulte ich los. Ich begriff dunkel, daß Sünde ausschließt und einsam macht.

Ich war maßlos verzweifelt — über mich selbst! Kein Hund würde mehr ein Stück Brot von mir annehmen können! Mein Vater würde nie mehr fröhlich lachen können! Kein Mensch würde mich jemals mehr lieb haben!

Es war tief in der Nacht. Alle außer meinem Vater waren schon zu Bett gegangen. Ich hatte die gewohnten Geräusche gehört. Einsam saß der Vater wohl noch über der Arbeit in seinem Studierzimmer.

Jetzt hörte ich seine Tür gehen. Jetzt stieg er zu seinem Schlafzimmer im ersten Stock hinauf ... Da! Mir stockte der Herzschlag — ich hörte deutlich, wie er auf der Treppe weiterstieg — herauf zu mir in den zweiten Stock! Ganz langsam — Stufe für Stufe! Als wenn er eine schwere Last trüge!

Meine erschrockenen Gedanken jagten sich: Ich konnte mich nicht erinnern, daß mein Vater je in meine kleine Bude gekommen wäre. Was wollte er jetzt! Kam jetzt die große Abrechnung? Wies er mich aus dem Hause?

Schon war er vor meiner Tür angelangt. Ich merkte, wie er

einen Augenblick stockte ... dann ging die Tür auf ... er trat in das dunkle Zimmer ... Ich hielt den Atem an. Er stand ganz still. Dann fragte er leise: »Schläfst du schon?« Mir stieg ein unbändiges Schluchzen hoch. Sagen konnte ich nichts. Da kam er auf mein Bett zu ... unendlich zart legte er mir die Hand auf den Kopf und sagte: »Nun bist du froh, daß alles im Licht ist, mein lieber Sohn!« Ich spürte, wie er sich herabbeugte und mir einen Kuß gab. Dann ging er.

Ich lag wie gelähmt. Und doch — am liebsten wäre ich herausgesprungen ... ich hätte ihm um den Hals fallen mögen: »Mein lieber Vater!« Aber ehe ich dazu die Kraft fand, hörte ich seine Tür gehen.

Ich lag allein im Dunkel. Selten habe ich eine solche unendliche Seligkeit gefühlt. Vergebung!! Vergebung!! Ja, nun würde alles, alles neu werden! ...

Am nächsten Tag ging mein Vater zum Lehrer. Ich weiß nicht, was sie miteinander gesprochen haben. Mit gewaltigem Eifer setzte ich mich auf die Hosen und brachte Ostern ein gutes Zeugnis nach Hause.

Niemals aber hat mein Vater wieder diese Geschichte erwähnt. Sie war ganz und gar abgetan. Die Schuld war vergeben — »in des Meeres Tiefe geworfen«, wie die Bibel sagt ...

Viele Jahre später lernte ich die Vergebung der Schuld kennen, die der lebendige Gott uns im Herrn Jesus, dem Gekreuzigten, schenkt. Da fiel mir wieder die alte Geschichte aus meiner Jugendzeit ein: Das ist die Vergebung, daß unsere Schuld gar nie mehr zur Sprache kommt und wirklich und wahrhaftig abgetan ist.

Und hier — in der Vergebung — liegt alle Kraft zu einem neuen Leben. Wer sie erfährt und glaubt, dem quillt das Herz über vor Liebe zum Vater.

Der Hut

In meiner Heimatstadt Frankfurt am Main war eine große jüdische Gemeinde. Die zog uns als Jungen merkwürdig an. Es lag etwas Geheimnisvolles über dieser fremden Welt. Einmal durften wir sogar einen alten Rabbiner besuchen, der in einem der verwinkelten, sehr schmalen Häuschen der Frankfurter Altstadt wohnte. Da zeigte er uns ein genaues Modell des Salomonischen Tempels, das er in jahrelanger Arbeit angefertigt hatte. Während er uns alles erklärte, spürten wir Jungen etwas von der Sehnsucht dieses zerstreuten Volkes nach dem Heiligtum Gottes.

So ist es nicht verwunderlich, daß wir eines Tages am Sabbat in die Altstadt zogen, um an einem der geheimnisvollen Gottesdienste teilzunehmen.

Aber leider ergab sich nun eine Schwierigkeit. Die Juden halten es umgekehrt wie wir: Wir nehmen in der Kirche den Hut ab; in der Synagoge dagegen darf kein Mann erscheinen, ohne daß er einen Hut auf dem Kopfe hat.

Wir Jungen aber trugen keine Hüte. Es war für uns damals geradezu Ehrensache, ohne eine Kopfbedeckung herumzulaufen.

Da standen wir nun vor der Synagoge. Und ein kleiner, alter, ernster Mann erklärte uns, ohne Hut könnten wir auf keinen Fall die Synagoge betreten.

Hier war guter Rat teuer. Umkehren mochten wir nicht. Schließlich hatten wir diese Expedition doch lange besprochen und geplant. Sollte sie nun so kläglich scheitern?

Der kleine, alte, bärtige Mann sah, daß es uns Ernst war mit dem Besuch der Synagoge und daß es sich nicht nur um einen spaßigen Einfall handelte. So trat er noch einmal zu uns und erklärte, er könne uns für die Dauer des Gottesdienstes Hüte vermieten, wenn wir ihm für jeden Hut einen Groschen Miete bezahlen wollten.

Da wurde große Kassenrevision gehalten. Und als sich herausstellte, daß genug Geld vorhanden war, gingen wir auf den Handel ein.

Der Mann brachte die Hüte. Ich denke, es waren abgelegte Kopfbedeckungen der vielen, vielen Rabbis, die hier gewirkt hatten: große, breitrandige, schwarze Deckel. Es war gut, daß wir Ohren am Kopf hatten, sonst wären uns die Hüte über das Gesicht gerutscht.

Aber mit den schwarzen Hüten kam eine feierliche Stimmung über uns. So betraten wir die Synagoge. Andächtig machten wir den Gottesdienst mit. Und beim Ausgang gaben wir die Gottesdienst-Hüte wieder ab. —

Seitdem habe ich oft an diese Hüte denken müssen. Wenn ich unsere lieben Christenleute im Gottesdienst sehe, machen sie alle einen so frommen und gottgefälligen Eindruck. Und sie singen die Glaubenslieder, in denen sie versichern, daß nichts sie vom Herrn Jesus trennen könne, auch wenn die Welt unterginge. Sie haben gleichsam feierliche Glaubenshüte auf.

Aber wenn der Gottesdienst zu Ende ist, geben sie den Glaubenshut schnell ab. Dann sind sie wie alle anderen Leute: Sie zanken und streiten, sie dienen dem Mammon, sie folgen ihren Lüsten und sie vergessen ganz den Heiland, der für sie starb. Sie leben ihren Alltag ohne den Erlöser. Das ist schlimm.

Wir sollten unseren »Glaubenshut« auch außerhalb des Gottesdienstes tragen.

Singen hilft siegen

»Mensch, guck dir dies Gedränge an!« — Rappelvoll stand der Bahnsteig des riesigen Frankfurter Hauptbahnhofs. Und als der Zug nach Heidelberg endlich anrückte, gab's einen Sturm wie auf die »Düppeler Schanzen«.

Nun ja, Ferienanfang! Da geht's eben ein bißchen stürmisch her auf der Eisenbahn.

Mit meinen Geschwistern hatte ich mich in ein großes Abteil »für Reisende mit Traglasten« gequetscht. Jeder kennt ja die Wagen: »9 Sitzplätze, 20 Stehplätze«. Unserer alten Mutter hatten wir im Eck einen Sitzplatz ergattert. Wir anderen türmten unser Gepäck aufeinander und setzten uns darauf. Ja, und dann ging's los! Der Bummelzug hielt an jedem Nest. Wenn man gerade meinte, nun sei er glücklich in Fahrt, da war's schon wieder aus. Und kein Mensch wollte aussteigen! Im Gegenteil, immer mehr stiegen zu. Wir hatten das Gefühl, als reise die ganze Menschheit nach Heidelberg. Und dazu brannte die Sonne nicht schlecht auf die heißen, überfüllten Wagen. Es war schon kein Vergnügen mehr. Kein Wunder, daß die Stimmung im Abteil »für Reisende mit Traglasten« schlecht, ja geradezu gereizt war. Es fehlte nur noch das »Streichholz«, welches das Pulverfaß zur »Explosion« brachte. Das kam dann auch wirklich an irgendeiner Station in Gestalt einer sehr resoluten Frau, die, ihr Kindchen auf dem Arm, auch noch mitfahren wollte.

»Besetzt!« brüllte ein Mann zum Fenster hinaus.

Die Frau tat, als habe sie nichts gehört. Entschlossen riß sie die Tür auf und drängte sich herein.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß besetzt ist«, sagte der Mann scharf und drückte gegen die Frau.

»Ich muß aber mit«, schrie sie aufgeregt und drückte sich herein. Sie hätte aber doch den Kürzeren gezogen, wenn

nicht der Schaffner von außen her die Türe zugequetscht hätte.

»Nu ist die Heringstonne fertig«, meinte einer trocken. Aber der wütende Mann hatte keinen Sinn für Humor. Er schimpfte Mord und Brand. Alle seine Gereiztheit ließ er an der armen Frau aus.

Andere fielen ihm zu.

Doch die Frau hatte den Mund am rechten Fleck. Kein Wort blieb sie schuldig. Und bald war der hitzigste Krach im Gange.

Der Mann wurde vor Wut richtig blaurot im Gesicht.

Der Krach nahm immer bedrohlichere Formen an. Da — stimmt unsere Mutter mit ihrer schönen, hellen Stimme ein Lied an. Wir begreifen schnell und fallen, zuerst ein wenig verlegen, ein. Aber dann klingt's aus acht Kehlen: »Geh aus, mein Herz, und suche Freud / In dieser schönen Sommerzeit . . .«

Wahrhaftig, wir singen den Krach einfach nieder. Die Leute schauen uns erstaunt an. Jede Miene fragt: »Seid ihr verrückt?«

Aber nun sind wir schon mal dran und machen fröhlich weiter. Und das schöne Lied hat viele Strophen.

»Die Bäume stehen voller Laub, / Das Erdreich decket seinen Staub / Mit einem grünen Kleide . . .«

Wirklich, jetzt gucken schon ein paar ganz schüchtern aus dem Fenster und entdecken auch, daß da draußen in sommerlicher Herrlichkeit Gottes schöne Welt liegt.

»Die Bächlein rauschen in dem Sand / Und malen sich und ihren Rand / Mit schattenreichen Myrten. / Die Wiesen liegen hart dabei . . .«

Uns selber gefällt unser Lied immer besser. Und — wie es scheint — den Leuten auch. Sie schweigen jetzt wenigstens.

»Der Weizen wächst mit Gewalt, / Darüber freut sich jung und alt / Und rühmt die große Güte / Des, der so überschwenglich labt / Und mit so manchem Gut begabt / Das menschliche Gemüte.«

Ach, wie schaut der Mann noch finster drein! Und wie bissig ist das Gesicht der Frau! Aber wo Gottes Lob erklingt, hält's der Teufel nicht aus.

»Ich selber kann und mag nicht ruhn, / Des großen Gottes großes Tun / Erweckt mir alle Sinnen. / Ich singe mit, wenn alles singt ...«

Wie ging es nun weiter? Allmählich hellte sich die böse Miene des Mannes auf, und er rückte ein ganz klein wenig beiseite. So hatte die Frau nun auf einmal Platz und guckte auch schon fröhlicher in die Welt.

Wir aber sangen und sangen ... Wir sangen die Ewigkeit in die Zeit.

»Welch hohe Lust, welch heller Schein / Wird wohl in Christi Garten sein? / Wie wird es da wohl klingen ...«

Und schließlich schlossen wir unser Lied mit dem ernstesten Gebetsvers: »Erwähle mich zum Paradeis / Und laß mich bis zur letzten Reis' / An Leib und Seele grünen ...«

Wir waren zu Ende. Da erhob sich in der Ecke ein Mann und bot der Frau schweigend seinen Platz an. Jeder bemühte sich auf einmal, so lieb wie möglich zu sein. Und da war's nun — seltsam — ganz erträglich im Abteil. Alle hatten Platz genug, die überhitzte Spannung war verflogen. Schließlich meinte jemand schüchtern: »Singen Sie doch noch eins.« So stimmten wir an: »Harre, meine Seele, harre des Herrn ...«

Das konnten viele. Erst brummten sie leise mit, bald sangen ein paar und rissen die anderen mit, und schließlich sangen alle.

Und so sangen wir miteinander bis Heidelberg hinauf.

Warum das Eis so spät kam

Ach, was war das eine Aufregung für mich kleinen Jungen, als ich zum erstenmal in meinem Leben eine Hochzeit mitmachen durfte!

Schon die weite Reise nach Stuttgart! Und dann die festlichen Leute! Die Kutschen, mit denen man zur Kirche fuhr. Die Feier dort — ich gestehe es — war mir allerdings etwas langweilig. Aber — man konnte sich ja schon auf das Festessen freuen.

Und endlich war's soweit. In einem Hotelsaal saß ich mit meiner Schwester ganz unten an der Festtafel. Es war schrecklich aufregend: Da lagen große Servietten. Weingläser standen vor uns, in die hinein uns dann Apfelsaft eingeschenkt wurde von einem vornehmen Kellner. Ja, der war so vornehm, daß wir kaum zu atmen wagten, wenn er uns vorlegte.

Und da lagen sogar Kartons, auf denen das Menü genau aufgezeichnet stand. Alles war französisch. Und es wunderte uns sehr, daß am Ende doch ganz gewöhnliche deutsche Kartoffeln und sonst lauter Dinge erschienen, die gar nicht französisch aussahen.

Aber — da stand ganz unten: »Eis«. Das mußte der Höhepunkt werden! Darauf freuten wir uns schrecklich.

Kurz, unser Glück wäre vollkommen gewesen, wenn es auf dem Weg zu dem »Eis« nicht ein ärgerliches Hindernis gegeben hätte: Nach jedem Gang stand irgendein befrachter Onkel auf und hielt eine Rede. Manchmal sehr lange. Wir wünschten die Redner ins Pfefferland.

Und doch — gerade eine solche Rede ist mir unvergeßlich geblieben. Oder richtiger gesagt: das, was die Rede auslöste.

Wieder stand so ein Onkel feierlich auf und lächelte. Offenbar wollte er witzig werden. Und dann fing er an: »Es

gibt eine Sage, nach der im Himmel zwei Stühle stehen sollen für Eheleute, die es nie bereut haben, daß sie sich geheiratet haben. Und diese Stühle ...«, er machte eine lange Pause, in der man nur die Kellner laufen hörte, »... diese Stühle sind bis zum heutigen Tage leer!«

Ein paar Leute lachten auf.

Aber da geschah es: Mein Vater rief quer durch den ganzen Festsaal hinüber zu meiner Mutter, die an einem andern Ende der Tafel saß: »Mutterchen! Die Stühle kriegen wir!« Es war so viel Freude und Herzlichkeit in diesem impulsiven Ausruf, daß alle fröhlich loslachten und meiner Mutter zuwinkten.

Mir aber wurde so wohl ums Herz. Ich wußte nicht recht, warum. Aber später, als ich Kinder leiden sah in unglücklichen Ehen, da wußte ich: Es gibt für Kinder kein größeres Glück, als wenn sie aufwachsen dürfen in einem Hause, wo die gegenseitige Liebe der Eltern ein warmes Nest bereitet. — »O selig Haus, wo man dich aufgenommen, / Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesus Christ ...!«

Der Einsame

Es war ein wundervoller Maiabend.

Mir aber war das Herz schwer, wie ich da als blutjunger Rekrut am Kasernentor stand.

Vor drei Tagen erst hatte ich zu Hause Abschied genommen — mit großer, romantischer Begeisterung. Und in diesen drei Tagen waren mir alle Illusionen zerschlagen worden. Wie einen »Helden« und Heiligen hatte ich jeden Soldaten bisher angeschaut. Aber nun sah ich hinter die Kulissen: Da waren der rohe Wachtmeister, der jede Lau-

ne mit sinnlosem Gebrüll an uns ausließ; der dicke Möbeldändler, der sich mit Bestechung die besten Druckposten verschaffte; der Hauptmann, der in uns Menschenmaterial, aber nicht lebendige Herzen sah; die Kameraden, die vom Morgen bis zum Abend keine andre Unterhaltung kannten als Zoten und schmutzige Geschichten. Und nirgendwo ein Herz —!

Traurig stand ich am Kasernentor — und vor mir lag die fremde Stadt — kalt und abweisend.

Mich fror. Ich hatte Heimweh. Das Elternhaus stand vor meinem Geist auf: Wie schön war es da! Nichts als Liebe und Herzlichkeit und Sauberkeit! Ich sah meinen Vater vor mir, wie er mich beim Abschied einen Augenblick in die Arme geschlossen und gesagt hatte: »Mein lieber Sohn! Gott bewahre dich an Leib und Seele!« Und dann — das fiel mir jetzt erst ein, denn in der Hochspannung meines Abschieds war mir das sehr unwichtig erschienen: »In den ersten drei Wochen werde ich dich nicht besuchen können, weil mein Dienst mich festhält.«

Hinter mir aus der Wachstube drang brüllendes Gelächter. Oh, wie mich das anwiderte! Da hatte sicher wieder jemand einen der üblichen »Witze« erzählt, die zwar nicht witzig, aber dafür um so schmutziger waren.

Eine wehmütige Dämmerung legte sich über die fremde Stadt.

Ich fühlte mich unsagbar allein! Wenn ich mich nicht geschämt hätte — ich hätte geweint in meiner trostlosen Verlassenheit ...

Da brauste eine Taxe heran. Sie hielt vor dem Kasernentor — und ich traute meinen Augen nicht: heraus stieg mein lieber Vater.

Mit einem Jubelruf warf ich mich ihm in die Arme. Er bezahlte den Chauffeur. Und dann zogen wir miteinander los. Glücklicherweise nahm ich seinen Arm: »O Papa, du hast doch gesagt, du könntest mich in den ersten drei Wochen nicht besuchen!«

»Es ist eigentlich auch so«, erwiderte er, »ich muß in einer

Stunde schon wieder zurückfahren. Laß uns die Stunde recht nützen!«

»Und du bist für diese eine Stunde extra hergefahren?«

Er nickte. Mir ging durch den Sinn, wie mühselig jetzt im Krieg das Reisen war: die überfüllten Züge und das zermürende Warten, weil nichts mehr recht klappte.

»Papa«, fragte ich, »warum hast du das getan?«

Da antwortete er — und es war, als öffnete er mir sein ganzes Herz: »Ich habe gefühlt, daß mein Junge mich braucht.«

Viele Jahre später saß ich mit einem Mann zusammen, der das Evangelium verachtete. Er hatte sich etwas Besonderes ausgedacht: »Sehen Sie«, erklärte er spöttisch, »da sagt Ihr Jesus: ‚Ich bin bei euch alle Tage‘. Es ist ja komisch, wie er den Menschen richtig nachläuft. Er ist wohl auf uns angewiesen! Der braucht uns wohl! Der ist fertig, wenn keiner sich um ihn kümmert.«

In diesem Augenblick fiel mir das Erlebnis mit meinem Vater ein, und ich erwiderte: »Jawohl! Jesus läuft uns nach. Aber nicht darum, weil Er *uns* braucht. Sondern — weil Er weiß, daß wir *Ihn* brauchen; weil Er weiß, wie unsagbar einsam und verloren wir ohne *Ihn* sind.«

Da schwieg er still. Ob ihn ein Strahl der unendlichen Liebe getroffen hatte?

»Welt ging verloren ...!«

Es war im Jahre 1915.

Als junger Kriegsfreiwilliger stand ich an der Front. Wir lagen am Kanonberg in der Champagne in einer trostlos zerstörten Gegend.

Am Tag vor Weihnachten kam Post. Ich kriegte auch ein Päckchen. Unter allerlei lieben Gaben war da ein gelber Wachsstock. »Kinder, wir machen uns einen Weihnachtsbaum!« hieß es, als man den Wachsstock in meiner Hand sah.

Am Morgen des Heiligen Abends zog ich mit meinen Kameraden los, um den Weihnachtsbaum zu suchen. Wie glücklich waren wir, ein kleines grünes Sträuchlein zu finden! Mit großer Liebe pflanzten wir es in eine Konservenbüchse. Mit mehr Geduld als Geschick wurde der Wachsstock zerschnitten und jedes Lichtlein mit einer Stecknadel an einen Zweig gespießt.

Und dann kam der Heilige Abend. Draußen war es ruhig. Nur hier und da bellte ein verlorener Schuß durch die Nacht. Jetzt sollte unsere Feier losgehen.

Ach, sie mißbriet völlig! Am Nachmittag war uns eine große Korbflasche Schnaps geliefert worden. Diesem Gift hatten die Männer schon kräftig zugesprochen, so daß ein böser Geist herrschte. Ich versuchte zu retten, was zu retten war. Die Kerzen wurden angesteckt, und ich bat: »Laßt uns ein Lied singen!« Da war nun einer, der wollte uns mit dem Lichterbäumlein knipsen. Bis der endlich alles aufgebaut hatte, waren die kleinen Kerzen ausgebrannt. Dafür war der Unterstand voll beißenden Qualms vom Blitzlicht. Ach, es mißbriet alles! Warum? Ich denke heute, wir waren alle heimwehkrank an dem Abend. Kurz, es war trostlos. Und ich lief schließlich in Zorn und Schmerz aus dem Unterstand.

Draußen umging mich sternhelle Nacht. Weiß leuchtete die aufgewühlte, zerschossene Kalkerde. Armes Land! Hier waren einst reiche Felder und Gärten. Dort unten in der Mulde hatte ein Dorf gelegen. Jetzt zeugten nur noch einige kahle Obstbäume davon. Selbst die Trümmer waren verschwunden, zum Straßenbau verwendet. Vor zwei Jahren hatten dort fröhliche Menschen Weihnachten gefeiert. Wo sind sie nun, die Heimatlosen?

Da höre ich ein Geräusch. Aus dem Offiziersunterstand,

der ein paar Schritte nebenan liegt, kommt jemand heraus. Er sieht mich nicht, weil ich im Schatten stehe. Aber ich kann ihn deutlich erkennen. Es ist ein Oberleutnant, der mir immer mächtig imponiert hat. Lange steht er und schaut in die trostlose Nacht. Sieh, denke ich, dem geht's wie mir. Im Offiziersunterstand sind sie wohl auch alle betrunken. Und jetzt geht auch ihm der ganze Jammer des Krieges auf, daß er ihn fast nicht mehr ertragen kann.

Doch — was hat er denn da? Er zieht unter seinem Umhang ein blitzendes Horn hervor, setzt es an die Lippen. Und nun klingt es unendlich weich und seltsam über das zerschossene, zerstörte Tal: »O du fröhliche, o du selige, / gnadenbringende Weihnachtszeit ...«

Sein Blasen zwingt mich förmlich, den Text leise mitzusprechen. Und alles empört sich in mir. Nein! Nein! schreit mein Herz. Es ist nicht wahr! Hier ein zerstörtes Dorf. Jedes verwüstete Haus ein Strom von Herzeleid. Und dort die trunkenen, heimwehkranken Männer. Und zu Hause die weinenden Frauen, Kinder, die nach ihren Vätern rufen — Blut, Sterben, Jammer ... Wie kannst du so blasen: O du fröhliche ...? Aber er bläst ruhig weiter. Und es klingt klagend: »Welt ging verloren ...«

Ja, denke ich, das ist nun ganz und gar wahr. So habe ich das noch nie empfunden und gesehen.

»Christ ist geboren ...« bläst er in meine Gedanken hinein. So hell, so jubelnd, so schmetternd, daß ich aufhorsche: »Christ ist geboren! / Freue, freue dich, o Christenheit!«

Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Das ist Weihnachten, das und nichts anderes: »Welt ging verloren / Christ ist geboren! / Freue dich, o Christenheit!«

Der Brief aus der Heimat

Das Bähnlein ratterte durch die Nacht in die Berge hinein. In fürchterlichem Gedränge saß ich neben meiner Mutter und überlegte mir, ob ich ihr wohl sagen sollte, was mich bedrückte. Sie hatte mich in Tübingen abgeholt, wo ich Theologie studierte. Und nun fuhren wir zusammen zur Schwäbischen Alb.

Schließlich faßte ich mir ein Herz. »Weißt du, Mama, ich habe gar keine rechte Freude mehr an der Bibel. Ich finde da so viel unverständliche und schwere Dinge. Es sind so viel Widersprüche und Unbegreiflichkeiten, die dies Buch für einen Modernen doch reichlich ungenießbar machen.« Meine Mutter lacht hell auf: »Das liegt daran, daß du die Bibel ganz verkehrt liest.«

Etwas beleidigt fahre ich auf, so daß ein Mann neben uns erstaunt die Zeitung sinken läßt. »Ja, wie soll ich sie denn lesen? Ich lese sie im hebräischen und griechischen Urtext. Ich lese Kommentare. Ich höre Vorlesungen . . .«

Die Mutter legt mir beschwichtigend die Hand auf den Arm: »Ich will dir mal ein Beispiel erzählen. Weißt du noch, wie du im Krieg fast zwei Jahre ununterbrochen im Felde warst, ohne daß du einen Urlaub bekamst? Ich schrieb dir damals regelmäßig von den Ereignissen zu Hause. Und dann kam eines Tages ein Brief von dir, den ich nicht vergessen habe. Du schriebst: Ich höre in euren Briefen von Lebensmittelkarten, von Hamstern, von Schlangestehen. Ich verstehe das alles nicht. Hat sich denn bei euch alles so verändert? . . . Und dann kam der Satz, der mich so sehr bewegt hat: Wie lange und wie weit bin ich von euch weg, daß ich die Briefe aus der Heimat gar nicht mehr verstehen kann!«

Ich nickte. »Ja, ja, ich kann mich erinnern. Aber was hat das mit der Bibel zu tun?«

»Siehst du«, fährt die Mutter fort, »du hast damals nicht gesagt: Die Briefe meiner Mutter sind für mich modernen Menschen ungenießbar. Du hast auch nicht gesagt: In den Briefen meiner Mutter stehen Widersprüche und unsinnige Dinge. Du hast nur einfach gesagt: Wie lange und wie weit bin ich von zu Hause weg, daß ich die Briefe aus der Heimat nicht mehr verstehen kann!«

Ich beginne zu begreifen. Aufmerksam höre ich der Mutter zu.

»Die Bibel ist auch ein Brief, mein lieber Sohn. Sie ist ein Brief des lebendigen Gottes aus der ewigen Heimat — an dich geschrieben. Wenn du diesen Brief nicht mehr verstehen kannst, darfst du die Schuld nicht bei dem Brief suchen. Es liegt an dir selbst. Du mußt sagen: Wie entsetzlich weit bin ich von meinem himmlischen Vater weggekommen, daß ich seinen Brief nicht mehr verstehen kann! Jetzt will ich mich recht hinein vertiefen, und ich will recht um den Heiligen Geist bitten, damit ich den Brief aus der Heimat verstehen lerne.«

Von da ab war es zwischen uns sehr still, bis das Bähnlein in Urach hielt. Aber den Rat der Mutter habe ich nicht mehr vergessen. Er hat mir den Weg in die Bibel hinein gezeigt.

Krach im Vorder- und Hinterhaus

Als junger Mann lebte ich ein paar Monate in einem entzückenden kleinen Städtchen.

Wenn man vom Schloßberg auf die grauen Dächer, die alten Türme und efeumrankten Mauern hinuntersah, dann meinte man, hier müsse der Friede wohnen. Aber ...

Schon bald luden mich einige Familien zu sich ein. Wenn man gut und reichlich gegessen hatte — dann ging's los. Dann kam der Tratsch!

Und ich merkte, daß hier endlose Streitigkeiten die Leute ausfüllten. Ich wußte manchmal nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Meiers hatten Krach mit Schulzes und Müllers mit Krauses.

Der schlimmste Brandherd aber — das wurde mir allmählich klar — war der Streit, der in einer weit verzweigten Familie ausgebrochen war. Von ihr lebten mehrere verheiratete Geschwister in der Stadt. Jede dieser Familien lud mich ein und bewirtete mich liebevoll. Dafür mußte ich dann geduldig ausführliche Berichte von den Schlichtigkeiten der Schwäger und Nichten über mich ergehen lassen.

Ich war damals jung und von glühendem Idealismus be-seelt. Kein Wunder, daß ich mich entschloß, hier als ret-tender Engel aufzutreten.

So lud ich alle Beteiligten an einem schönen Sommer-abend zu einer Aussprache ein in eine große Gartenlaube vor der Stadt.

Und sie kamen, ja, sie kamen wirklich! Es war ein wonni-ger Abend. Die Sonne versank langsam hinter den Bergen. Ein unendlicher Friede lag über der Welt.

In meiner Laube aber focht ich einen heißen Kampf aus. Du liebe Zeit! Wie ging es da zu! Sie überfielen sich mit Vorwürfen. Oft redeten alle zu gleicher Zeit, und ich hatte Mühe, Tätlichkeiten zu verhindern.

Aber allmählich versiegte auch bei der geschwätzigsten Frau der Redestrom. Ich konnte eingreifen, zureden, aus-gleichen. Und endlich — nach langen Reden hatte ich es erreicht: Man gab sich die Hand, sang noch ein friedliches Abendlied. Und friedevoll ging ein jedes nach Hause.

Mir war das Herz so voll! Ich war so glücklich! Wie bes-chwingt kehrte ich durch die buckligen Straßen nach Hause zurück . . .

Am nächsten Morgen führte mich mein Weg über den

Markt. Dabei stieß ich auf eine der beteiligten Frauen. Glücklicherweise eilte ich auf sie zu. Aber ehe ich noch ein Wort sagen konnte, fiel sie über mich her: »Haben Sie gehört, was meine Schwägerin gestern abend auf dem Heimweg gesagt hat?« Und dann folgte eine endlose Schimpfrede. Mir schwindelte: »Ja, aber hören Sie! Es ist doch Friede geschlossen worden!«

»Frieden!« kreischte sie. Und dann lachte sie höhnisch: »Jetzt geht's erst richtig los!« Damit wandte sie sich an den Marktstand: »Was kosten die Möhren?«

Da stand ich nun, ich armer Tor. Ach ja! Nun ging's erst richtig los. Die Frau hatte recht gehabt. Und ich hatte meine erste Enttäuschung als junger Christ erlebt. Damals habe ich es gelernt, daß man den Jammer der Welt nicht mit ein paar guten Worten beseitigen kann, sondern daß es erst da neu wird, wo Jesus einzieht, der gesagt hat: »Siehe, *ich* mache alles neu.«

Da saßen sie vor mir, meine 80 Konfirmanden. Es waren die ersten, die ich als ganz junger Pfarrer in der Großstadtgemeinde unterrichtete. Ich hatte noch wenig Ahnung, wie es in den großen Mietshäusern aussah, aus denen diese Kinder kamen.

Heute wollten wir das Gebot besprechen: »Du sollst nicht töten.« Etwas blöde schauten mich die 80 Gesichter an. Man sah es auf den ersten Blick, daß sie nicht die Absicht hatten, Mörder zu werden.

Ich mußte versuchen, ihnen klarzumachen, daß vor Gott ein Streit ebenso schwer wiegt wie ein Mord. Aber — wußten diese Kinder viel von Streit?

Ich wollte erst einmal die Lage klären, und so fragte ich: »Kinder, bei wem ist Krach im Hause?«

Darauf gingen so viele Finger hoch, daß ich es gar nicht mehr überschaute. »Halt!« rief ich. »Wir machen es umgekehrt! Jetzt sollen mal die aufstehen, bei denen kein Krach im Hause ist!«

Vier Kinder standen auf.

»Wie? Bei euch ist kein Krach? Offenbar gehört das doch hier zum täglichen Brot! Warum ist denn bei euch kein Krach?«

Antwort — wie aus einem Mund —: »Wir wohnen allein!« In diesem Augenblick ging mir etwas auf von der grenzenlosen Einsamkeit Jesu, der gesagt hat: »Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen.«

Und dann passierte noch die Geschichte mit meinem Freunde Karl. Er war Bergmann und lebte in wildem Streit mit seinem Flurnachbarn. Wie oft hatte ich schon vermittelt und geschlichtet!

An einem Sonntagabend traf ich Karl. »Na, woher?« fragte ich.

»Oh, Sie hätten dabei sein sollen!« rief er begeistert. »Wir hatten im Nordparksaal eine gewaltige Kundgebung!«

»Eine Kundgebung? Um was ging es denn?«

»Wir haben protestiert gegen die Ausbeutung der Kulis in Shanghai!«

»Potztausend!« rief ich. »Die Kulis in Shanghai! Sogar dafür interessieren Sie sich?«

»Und ob«, rief Karl erregt. »Mit denen sind wir auch solidarisch! Völlig solidarisch! Alle sind unsere Brüder!« Man merkte noch den stürmischen Atem jener herrlichen Kundgebung.

»Alle eure Brüder«, rief ich beglückt. »O Karl! Dann werden Sie heute abend noch zu Ihrem Nachbarn gehen, ihm die Hand geben und ‚Bruder‘ zu ihm sagen.«

Da wich der Glanz aus seinem Gesicht. Er wurde finster. Und dann: »Was? Dieser Kerl! Dieser Schuft! Dieser ... denken sie, was er jetzt wieder angestellt hat ... aber den werd ich auf die Birne hauen ...«

»Alle, alle Brüder!« dachte ich und ging davon.

Und wieder einmal wurde mir klar, wie groß es ist, daß in der Bibel steht: »Liebe deinen Nächsten!« Den Fernen zu lieben, das ist nicht schwer. Aber — den Nächsten! Da hapert's!

Zu spät

Das ist schon sehr lange her. Ich war noch ein junger Hilfsprediger in einer westfälischen Stadt. Aber obwohl ich seither viel erlebt habe, kann ich jene unheimliche Nachtstunde nicht vergessen.

Es lebte damals in meinem Pfarrbezirk ein Mann in mittleren Jahren, der bei jeder Gelegenheit das Christentum, die Kirche und auch mich grausam lästerte und verhöhnte. Als ich davon hörte, beschloß ich, ihn aufzusuchen.

Selten habe ich einen so erfolglosen und traurigen Hausbesuch gemacht. Der Mann war für jedes ruhige Gespräch unzugänglich. Lachend sagte er: »Geben Sie sich nur keine Mühe mit mir! Ich habe den Schwindel längst durchschaut. Ihr Pfarrer seid entweder selber dumm oder aber — ihr seid von irgendwelchen Mächten angestellt, die Leute dumm zu machen.«

»Gott lebt!« erwiderte ich. »Und Sie selbst werden einmal vor Ihm stehen.«

Schallend lachte er mich aus: »Das ist so ein Hauptwitz von euch Pfarrern, daß ihr den Leuten Angst macht mit dem, was nach dem Tode kommt.«

»Nun«, entgegnete ich, »das ist auch eine ernste Frage. Das begreifen Sie vielleicht eines Tages, wenn es ans Sterben geht.«

Da wurde er plötzlich ganz feierlich und erklärte: »Hören Sie gut zu: Niemals — noch einmal: Niemals werde ich Sie brauchen. Ich gehöre nicht zu den armseligen Leuten, die im Sterben auf einmal nach Gott rufen. Ich kann und werde ohne Sie sterben. Sterben ist die natürlichste Sache von der Welt. Jede Pflanze hat einmal ausgeblüht. Und genauso geht es dem Menschen. Natürliche Vorgänge brauchen nicht so ein Brimborium, wie ihr es um das Sterben anzustellen beliebt.«

Ich ging. Dieser Mann war eisern entschlossen, ohne Gott zu leben und ohne Gott zu sterben. Hier war mein Dienst zu Ende. —

Doch da irrte ich mich. Es war etwa ein Jahr nachher. Da schellte es mitten in der Nacht an meiner Wohnung. Draußen stand die Frau dieses Mannes und bat mich aufgeregt, mit ihr zu kommen. Ihr Mann sei seit einiger Zeit krank. Und nun habe der Arzt keine Hoffnung mehr. Es gehe mit ihm zu Ende.

Ich wehrte ab: »Liebe Frau! Ihr Mann hat mir ausdrücklich gesagt, er wolle mich nicht an seinem Sterbebett sehen. Ich hätte damals nicht gedacht, daß diese Lage so bald eintreten würde. Aber — ich kann doch nicht zu ihm gehen, wenn er mich unter keinen Umständen sehen will.«

Darauf rief die Frau mit Zittern: »Kommen Sie schnell! Er hat mich ja selber nach Ihnen geschickt. Er sagt immerzu: Der Pfarrer hat doch recht gehabt! Der Pfarrer hat doch recht gehabt!«

So machte ich mich schnell fertig und ging mit. Aber — ich kam zu spät. Der Mann war schon besinnungslos und ist nicht mehr aufgewacht. Wohl sagte ich leise einige Bibelworte in seine Bewußtlosigkeit hinein von dem »Blut Jesu, das uns rein macht von aller Sünde«. Aber ich hatte nicht den Eindruck, daß er sie vernahm. So ist er gestorben.

Ich fror, als ich in der Morgendämmerung nach Hause ging. Nicht nur die Kühle des jungen Tages machte mich frösteln. Meine Seele war voll Traurigkeit. Und auf einmal verstand ich ganz neu das gewaltige Gebet des großen Mannes Mose: »Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.«

Eine Tür ging auf

Wie lange ist das nun eigentlich her — laßt mich mal eben zurückrechnen! — Ach, es ist ja gleichgültig, wie viele Jahre seitdem verflossen sind. Es war jedenfalls nicht sehr lange nach dem ersten Weltkrieg . . .

Wer die Zeit noch miterlebt hat, weiß, daß damals die Menschen nicht so stumpf und müde waren wie nach dem zweiten großen Krieg. Nein! Damals verbissen sie sich mit Leidenschaft und Fanatismus in politische Ideen.

Also damals war es, als ich mit dem schönen Titel »Hilfsprediger« in den Arbeitervorort einer Industriestadt geschickt wurde. Wenn man es richtig verstand, bedeutete dieser schöne Name, daß ich ein Prediger sei, dem man helfen mußte. Und so war es in der Tat.

Was nützte es mir hier, daß ich einen Krieg mitgemacht hatte! Und daß ich Theologie studiert hatte, brachte mich auch nicht weiter! Denn diese verhetzte Bevölkerung, die schon ihrer westfälischen Natur nach ziemlich dickköpfig ist, war sich völlig einig in der Ablehnung des Pfarrers und des Evangeliums.

In die Kirche kamen die Leute nicht. Also fing ich an, tagsüber Besuche in den Häusern zu machen. Weil aber die Männer in der Fabrik waren und ich nur die Frauen antraf, höhnten sie: »Da sieht man's! An die Männer wagt sich so ein Pfaffe nicht heran!«

Daraufhin machte ich meine Besuche am Abend, wenn die Männer zu Hause waren. Für ein paar Tage wurde die Front verwirrt. Dann stand sie wieder fest gegen mich. Es wurde die Parole ausgegeben: »Kein Mann darf mit dem Pfaffen sprechen!«

Es war fürchterlich! Ich ging von Wohnung zu Wohnung. Mit den Frauen gab es ein kurzes, unerfreuliches Gespräch. Die Männer saßen dabei, grinsten und schwiegen.

Oft habe ich geheult vor Zorn und Scham, wenn ich nach diesen Gängen in mein einsames Zimmer zurückkehrte. Manchmal aber habe ich auch gelacht und die Männer bewundert, die das so eisern durchhielten. Ja, damals habe ich Respekt bekommen vor den westfälischen Charakteren. Und ich sagte mir: »Wenn es dem Worte Gottes gelingt, hier einzubrechen, dann wird etwas Herrliches entstehen.«

Es ist so gekommen! Jesus wurde Sieger. Und es entstand hier eine Gemeinde, die heute noch blüht.

Langsam, sehr langsam gingen die Türen auf.

Aus jenen Tagen, als die »Front« anfing zu wackeln, will ich ein Erlebnis berichten:

»Herein!« ruft es, als ich anklopfe.

Ich öffne zaghaft die Tür: Ein großes Zimmer mit vielen Menschen. Ich sehe die Szene noch deutlich vor mir: Die Mutter steht am Herd und backt »Pickert«. Neben ihr kniet der Vater, ein alter Arbeiter, und stochert im Feuerloch. Mitten in der Stube ein junger Mann. Er hat sich ein Waschbecken auf einen Stuhl gestellt und vollzieht eine Großreinigung. Um den Tisch sitzen noch ein paar junge Leute. Kinder, Schwiegerkinder? — ich weiß es nicht! Auch ganz kleine Kinder wimmeln herum. Kurz — eine beachtliche Volksversammlung.

»Guten Abend!« rufe ich in das Getümmel.

Der Vater schaut auf: »Ach, der Pfaffe!«

Ein Gelächter antwortet. Und von dem Augenblick an bin ich Luft für alle. Ich wende mich an die Frau. Sie tut, als sei sie taub. Sie war meine letzte Hoffnung gewesen.

Eine fürchterliche Situation! Soll ich unter dem Gelächter des Volkes abziehen? Unmöglich! In meinem Herzen ruft es unablässig: »Herr Jesus! Nun hilf mir doch!« Und Er hilft. Mein Blick fällt auf einen jungen Mann, der im Winkel sitzt und auf einer Gitarre herumhantiert. Ich steuere auf ihn zu: »Können Sie spielen?«

»Neel!« brummt er. Und mein Herz jauchzt. Es war doch immerhin ein menschlicher Laut.

»Geben Sie mal her! Ich will Ihnen ein paar Griffe zeigen!« Entschlossen entreißt er ihm das Instrument und schlägt ein paar Akkorde an. Interessiert schaut er auf meine Finger. Und ich bin nebenher übergücklich, daß hier nicht ein Klavier stand. Da hätte ich mir nicht zu helfen gewußt. Aber auf der Klampfe war ich als alter »Fahrtenbruder« einigermaßen sicher.

Der Unterricht beginnt. Ich drehe allem Volk den Rücken und erkläre dem jungen Mann: »Sehen Sie, das ist der D-Dur-Akkord. Der ist ganz einfach. Damit können Sie schon eine ganze Menge Lieder begleiten!«

Ich klimpere ihm vor. Er nimmt das Instrument, probiert. Es geht schief. Ich mache es noch einmal vor.

»Begleiten Sie damit ein Lied?« fragte er.

»Gewiß!« Und dann spiele und singe ich: »Alle Vögel sind schon da ...«

Er staunt. Er probiert auch ...

Ich merke, daß hinter meinem Rücken eine atemlose Stille eingetreten ist. Alles horcht gespannt. Aber ich wage nicht, mich umzudrehen. So spüre ich nur die Blicke wie ein Prickeln in meinem Rücken.

Er kann es jetzt schon ganz gut. Es wird für mich Zeit, daß ich zu meiner Botschaft komme.

»Soll ich Ihnen noch mal ein Lied vorspielen?« frage ich. Er nickt. Jetzt gilt's!

Ich nehme die Klampfe, stimme sie noch einmal. Und dann singe ich. Nicht schön, oh, ich weiß nur zu gut, daß meine Stimme sehr rauh klingt. Aber auf die Schönheit des Gesanges kommt es jetzt gar nicht an. Es geht jetzt nur um den Text: »Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden, / Gottes und Marien Sohn! / Dich will ich lieben, Dich will ich ehren, / Du meiner Seelen Freud' und Kron ...«

Eine große Stille ist im Zimmer. Noch drehe ich allen den Rücken und kann nicht sehen, was sie tun. Aber — es ist still!

So wage ich den zweiten Vers. Und dann den dritten und den vierten. Niemand unterbricht mich.

Ich singe den Vers von der schönen Jugend: »Sie müssen sterben / müssen verderben — Nur Jesus lebt in Ewigkeit.« Immer noch sagt niemand ein Wort. Mein Herz wird so fröhlich. Ich wußte es ja: Mögen sie alles gegen den »Pfaf-fen« haben und gegen seine »Kirche« — der Name »Jesus« ist eine Macht, der auch harte Herzen sich beugen müs-sen.

Hinter mir ist es so still, als warteten alle noch auf einen weiteren Vers. So singe ich: »Wenn einst ich sterbe, / Daß ich nicht verderbe, / Laß mich dir befohlen sein! / Wanns Herz wird brechen, / Laß mich dann sprechen: / Jesus, nimm auf die Seele mein!«

Alle Augen im Zimmer sehen mich an. Regungslos hat al-les zugehört. Der Vater atmet tief auf: »Ein schönes Lied!« sagt er.

»Ja, und ein wichtiges Lied!« erwidere ich.

»Wieso wichtig?« fragt er etwas unsicher.

»Das will ich Ihnen erklären! Aber erst müssen Sie mir mal einen Stuhl geben! So schnell geht das nicht!«

Es ist wie ein Wunder. Da sitze ich dann am Tisch mit die-sen Leuten. Und sie hören mir zu, als ich ihnen klarmache, daß ich nicht Propagandist einer Weltanschauung bin; daß ich nichts von ihnen will; daß aber Gott durch den Herrn Jesus etwas Großes für sie getan hat . . .

Und leise, ganz leise geht eine Tür wieder auf, die so lange verschlossen gewesen war.

Das Lied

Als ich kürzlich über den lauten und belebten Platz am Essener Hauptbahnhof ging, sah ich ein Trüpplein junger Leute in der Uniform der Heilsarmee, die unbekümmert zu Gitarrenklang ihre Jesus-Lieder sangen. Um sie herum stand ein Häuflein Leute, die andächtig zuhörten.

Da fiel mir ein kleines Erlebnis ein, wie solch ein Lied mich einmal aus der tiefsten Niedergeschlagenheit herausgeholt hat. Obwohl es schon lange zurückliegt, stand die Szene wieder in allen Einzelheiten vor mir:

Ich war damals Hilfsprediger in einem Randbezirk von Bielefeld. Dort herrschte ein unbeschreiblicher geistlicher Tod. Aber das Evangelium fing an, seine Kraft zu erweisen. Es regte sich allerlei.

Aber sofort kamen auch die Widerstände. Und gewiß habe ich vieles dumm und verkehrt angefangen. So war ich bald in aufregende Kämpfe verwickelt. Und dabei stand man so allein, so ohne Anleitung und Erfahrung.

Und gerade da, als ich alle Kraft gebraucht hätte, meldete sich meine Kriegsverwundung. Ich bekam entsetzliche Rückenschmerzen. Die wurden allmählich so quälend, daß ich nicht mehr aufrecht gehen konnte. Am besten kam ich noch vorwärts, wenn ich auf meinem Fahrrad saß.

An einem glutheißen, staubigen Sommertag fuhr ich einmal in die Stadt. Das Herz war mir so schwer. In meinem Bezirk hatte ich einige starke Rückschläge erlebt. Es sah aus, als wenn der geistliche Tod doch triumphieren sollte. Und ich selbst war so elend! Wenn ich vom Rad stieg, knickte ich jedesmal unter scheußlichen Schmerzen zusammen. Es war doch unmöglich, daß Gott mit einem so elenden, ungeschickten Werkzeug seine Schlachten schlagen sollte. Während ich müde und verzagt dahinfuhr, hörte ich auf einmal Gesang. Er kam aus dem offenen

Fenster einer Kneipe. Aber — es klang nicht wie das Geschrei Betrunkener.

Ich wurde neugierig, was das wohl für ein Gesang sei. Darum fuhr ich ganz langsam, reckte mich auf meinem Rad-sattel hoch, daß ich in die weit geöffneten Fenster sehen konnte.

Da stand, mitten zwischen ein paar müden, stumpfen Bier-trinkern, ein Häuflein Heilsarmee-Soldaten und sang.

Und gerade in diesem Augenblick hörte ich den Refrain eines Liedes, das ich damals nicht kannte. Er hieß: »O daß du könntest glauben, / du würdest Wunder sehn. / Es würde dir dein Jesus / allzeit zur Seite stehn . . .«

Die Biertrinker sahen gar nicht auf. Aber mir, dem müden, verzagten Streiter Jesu Christi, war es, als hätte mein Heiland selbst gesprochen. Ja, das war's! Darauf kam es an! »O daß du könntest glauben, du würdest Wunder sehn. Es würde dir dein Jesus allzeit zur Seite stehn.«

Fröhlich und getröstet fuhr ich weiter. Wieder einmal hatte ich es erlebt, was David im 23. Psalm sagt: »Er erquicket meine Seele.« Ja, unser Herr kennt Seine Leute und verschafft ihnen immer im rechten Augenblick einen Trunk frischen Wassers. Und wie dies frische Wasser einst in der Wüste aus einem Felsen kam, so kam es mir aus einer dumpfen Bierkneipe.

Die Heilsarmeeleute hatten mich gewiß nicht gesehen. Und später habe ich gedacht, ich hätte ihnen doch die Hand geben und ihnen sagen sollen, wie sehr ihr Lied bei mir eingeschlagen hatte. Denn — wer weiß — vielleicht waren sie gerade auch ein wenig mutlos geworden über der Stumpfheit der Zecher, denen sie hier so vergeblich sangen. Leider habe ich sie nicht angesprochen. Darum will ich aber diese Geschichte hier zur Ermunterung der Zeugen Jesu berichten. Gottes Wort soll »nicht leer zurückkommen«, sondern ausrichten, was dem Herrn gefällt. Und manches Samenkörnlein fällt da hin, wo wir es gar nicht vermuten.

»Fränzken«

»Fränzken«, von dem diese Geschichte handelt, ist heute ein stattlicher junger Mann. Er nimmt es mir nicht übel, daß ich die Geschichte weitererzähle, und denkt gewiß, sie könnte manch einem ein »Licht aufstecken helfen«.

»Und am allerschlimmsten sind die Konfirmanden«, schloß der Mann seinen Bericht über meine neue Gemeinde. »Da nehmen Sie am besten jedesmal einen kräftigen Rohrstock mit.«

Mir wurde angst und bange. Da stand ich nun als blutjunger Pfarrer vor dieser großen Gemeinde. Wenn der Mann recht hatte, dann mußte es eine furchtbare Horde sein. Ich hatte in meinem Leben noch nie einen Jungen verhaßt und gedachte es auch in Zukunft so zu halten.

Mit furchtsamem Herzen stand ich am nächsten Morgen vor meinen »Wilden«. Aber bald merkte ich, daß die ebenso Angst hatten vor mir wie ich vor ihnen. Da mußte ich lachen, und es wurde sehr nett.

Allerdings, einer fehlte — »Fränzken«. Als ich nach ihm fragte, ging ein Schmunzeln durch die Reihen. »Aha«, dachte ich, »das ist wohl der Häuptling eurer Streiche! Darum seid ihr so manierlich, weil der fehlt!«

Und ich nahm mir vor, auf der Hut zu sein vor »Fränzken«. Aber »Fränzken« boykottierte mich. Er erschien einfach nicht. Also mußte ich mich eines Tages auf den Weg machen, »Fränzken« zu suchen.

Ein niedriges, schmutziges Haus, geschwärzt vom Ruß der nahen Industrierwerke, in der Nähe einer Großstadt-»Aschenkippe«.

Auf mein Schellen öffnet ein junges Mädchen die Tür. Sie mustert mich erstaunt und — läuft ins Zimmer zurück. Ich gehe ihr nach. Aus der anliegenden Kammer höre ich klägliches Jammern. Ich gehe hinein. Ein furchtbares Bild:

auf dem schmalen Bett liegt eine Frau im allerletzten Stadium einer entsetzlichen Wassersucht. Ein schrecklicher Anblick!

Und dies arme Weib jammert. Es dauert erst einige Zeit, bis ich sie verstehe: »Mein armer Junge! Mein armes Fränzken! Kein Mensch hat ihn lieb! Der Lehrer haut ihn! Der Vater haut ihn! Der Pfarrer haut ihn! O mein Fränzken! Nur ich habe ihn lieb! Und ich muß sterben . . .«

Ich bin erschüttert. Das ist Mutterliebe! Sie denkt nicht an ihr Elend. Sie denkt nur an ihr Kind.

»Ich will Ihren Jungen liebhaben«, sage ich bewegt.

Zwei Tage lebte sie noch. Zwei Tage, an denen der Mann irgendwo im Gasthaus saß.

Zwei Tage, in denen Gottes Wort Einzug hielt in der armen Hütte und der Heiland Jesus einem armen Menschenherzen seinen Frieden schenkte. Dann ging sie heim. Bei der Beerdigung sah ich zum erstenmal »Fränzken«. Er war ein großer, starker Junge mit verschlossenem Gesicht. Wir schlossen, so gut es ging, Freundschaft miteinander. Und von da ab kam er nach der Schule häufig zu mir und wurde immer mehr unser Hausgenosse. Trotzdem war mir immer so, als stehe zwischen ihm und uns eine Mauer.

Kurz vor Ostern war Konfirmation. »Fränzken« stand in der großen Schar der Kinder. Er sah ungewohnt feierlich aus in seinem dunklen Anzug und dem Stehkragen. Was in ihm vorging, konnte ich nicht erkennen. Die Mauer stand dazwischen.

Eine Woche später war das Abendmahl der Konfirmanden. Am Abend vorher sammelte ich noch einmal die Schar, um ihnen eine Vorbereitung zu geben.

Das machte ich so: Ich hatte ein Steinhausen-Bild vom großen Abendmahl aufgehängt. »Kinder«, sagte ich, »dies Bild ist noch nicht zu Ende. Das geht da über den Rand hinaus weiter. Und da dürft *ihr* stehen. Auch euch hat der Heiland an seinen Tisch gerufen und geladen. Das ist eine hohe Ehre und eine ganz große Freude.« So erklärte ich ihnen das Abendmahl.

Dann sangen wir noch ein Lied, beteten und gingen still nach Hause.

Als Letzter verließ ich den Saal. Im Hof stand noch ein Trüpplein Jungen. »Na, was ist los?« fragte ich. Schweigend wiesen sie auf »Fränzken«. Der stand da, an die Mauer gelehnt. Die hellen Tränen liefen ihm über die Backen. Der ganze Kerl war ein Bild unsagbaren Jammers.

»Was ist denn mit dir los?« fragte ich. Keine Antwort. Da nahm ich ihn kurz entschlossen am Arm und brachte ihn in meine Wohnung.

Da saß er nun weinend vor mir und — schwieg. Mir griff das ans Herz. So ein Junge weint nicht. »Nun rück mal raus, Fränzken, was drückt dich? Komm, sag's mir!«

Da kam es heraus, stotternd — schluchzend: »Alle dürfen morgen zum Abendmahl gehen, nur ich nicht.«

»Du nicht? Warum du nicht?«

»Ich — ich bin zu schlecht!«

Ich war tief bewegt. Wenn dieser trotzige Junge so erschüttert war, dann wurde es ernst. — Ja, es wurde ernst. Was nun gesprochen wurde, soll kein Mensch erfahren. Das geht keinen Menschen etwas an. Das war nur bestimmt für Gott. Als Fränzken fertig war mit abladen, war es ein ganzer Berg von Schuld. Erschüttert sind wir niedergekniet und haben alles vor den Herrn Jesus hingelegt und sein Erbarmen angerufen. Und dann habe ich gesagt: »So, Fränzken, jetzt mußt du aber auch glauben, daß auch du, gerade du, zum Herrn Jesus kommen darfst.«

Nie vergesse ich diese Abendmahlsfeier. Alle Kinder traten an den Altar mit ihren Angehörigen. Aber dann kam »Fränzken!« Ganz allein kam er über den Altarplatz auf mich zu. Seine Mutter war tot. Sein Vater saß irgendwo in der Wirtschaft. Doch »Fränzkens« Angesicht glänzte vor Freude.

Mir aber fiel Jesu Wort ein: »Also wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.«

Licht im Dunkel

Einen Augenblick zögere ich in dem dunklen Hausgang. Den ganzen Morgen bin ich durch meine Gemeinde gegangen, um meine Gemeindeglieder kennenzulernen.

Ja, nun kommt es mir auf einmal zum Bewußtsein: Ich bin müde, hundemüde! Und — es sei ehrlich gestanden — auch ein wenig verzagt. Überall fand ich kühle Ablehnung des Evangeliums; Herzen, die, von tausend Sorgen beschwert, die *eine* große Sorge nicht mehr haben: wie man selig wird. Herzen voll von Bitterkeit und Not, daß sie nicht mehr hören konnten auf das, was ich ihnen sagen wollte.

Da hinten, in dem dunklen Hinterhaus, soll ein alter, blinder Mann wohnen. Ich habe fast keine Kraft und keinen Mut mehr zu diesem Besuch. Was wird der erst klagen! Und schimpfen!

Aber dann fasse ich mir doch ein Herz, überquere den kleinen dunklen Hof und betrete die düstere Korbmacherwerkstatt.

Langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit: Da, hinter Bergen von Körben und zerbrochenen Stühlen, erhebt sich ein alter Mann. Als er steht, sehe ich, daß er eine stattliche Erscheinung ist. Erloschene Augen richten sich fragend auf mich.

»Guten Tag! Ich bin der neue Pfarrer der Gemeinde.«

Da geht ein freundliches Lächeln über sein Gesicht. Höflich lädt er mich zum Niedersetzen ein auf einem niedrigen Hocker. Ich bitte ihn, mir ein wenig von seinem Leben zu erzählen.

Ja, und dann kommt ein großes Staunen über mich. Kein Klagen höre ich, kein Schimpfen! Im Gegenteil: der alte Mann erzählt mir, wieviel Barmherzigkeit ihm Gott in seinem Leben getan habe. Je länger er spricht, desto mehr

wird sein Erzählen ein fröhliches Loben des großen Gottes, der durch Jesus, unseren Heiland, sein Vater sei.

Als ich gehen will, bittet er: »Herr Pfarrer, ich habe einen Wunsch. Lesen Sie mir doch einmal meinen Lieblingspsalm vor, den Psalm 34.« Ich ziehe mein Testament heraus und fange an zu lesen:

»Ich will den Herrn loben allezeit; sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein.

Meine Seele soll sich rühmen des Herrn ...

... welche auf ihn sehen, die werden erquickt, und ihr Angesicht wird nicht zuschanden ...

Der Herr erlöst die Seele seiner Knechte, und alle, die auf ihn trauen, werden keine Schuld haben.«

Immer noch läßt er mich nicht gehen. »Herr Pfarrer, wir müssen noch einen Vers zusammen singen!«

Mit sicheren tastenden Bewegungen räumt er einen ganzen Berg Weiden und Körbe beiseite. Dann kommt ein kleines Harmonium zum Vorschein, das er sorgfältig mit einem roten Tuch zugedeckt hat.

Nun sitzt der alte Mann vor dem Harmonium. Sicher gleiten seine Finger über die Tasten. Und während seine blinden Augen aussehen, als schauten sie in die Ewigkeit, fängt er mit kräftiger Stimme an zu singen: »Weil denn weder Ziel noch Ende sich in Gottes Liebe findet, / Ei, so heb ich meine Hände zu dir, Vater, als dein Kind, / Bitte, wollst mir Gnade geben, dich aus aller meiner Macht / Zu umfassen Tag und Nacht hier in meinem ganzen Leben, / Bis ich dich nach dieser Zeit lob und lieb in Ewigkeit.«

Erschüttert stand ich da. Hier saß ein armer, blinder Mann und lobte Gott. Mir fiel eine biblische Geschichte ein. Als Salomo den neuen Tempel einweihte, »konnten die Priester nicht stehen im Hause des Herrn, weil die Herrlichkeit des Herrn das Haus erfüllte«. So ähnlich ging es hier.

Als er ausgesungen hatte, verließ ich still die Werkstatt.

Zirkus Sarrasani

Der Fernsprecher schrillt. »Herr Pfarrer, in Ihrem Bezirk steht zur Zeit der Zirkus Sarrasani. Da ist vorgestern eine Amerikanerin gestorben. Sie müssen die Beerdigung übernehmen!«

Zeit und Stunde werden ausgemacht.

Am nächsten Tag stehe ich bei der Friedhofskapelle. Da ist der Sarg. Eine große amerikanische Flagge bedeckt ihn. Ein Wärter tritt zu mir: »Wissen Sie, daß es sich um eine Indianerin handelt? Ihr Zelt, in dem sie in dem großen Zirkuslager wohnte, hat Feuer gefangen, und an den Brandwunden ist sie gestorben.«

Eine Indianerin? War sie wohl Christin? Und welche verschlungenen Wege führten sie wohl von den Steppen Nordamerikas zu uns? Ehe ich noch alle auf mich einstürmenden Gedanken ordnen kann, höre ich draußen Musik. Ich eile hinaus.

Ein buntes Bild. Da kommt der ganze Zirkus anmarschiert. Voran drei farbige Musikkapellen. Dahinter der Zirkusdirektor. Dann kommen die Indianer. An der Spitze der hochgewachsene Häuptling, hinter ihm die anderen Männer und Frauen seines Stammes, große, hagere Gestalten im Schmuck der Adlerfedern. Dahinter ein endloser Zug: Kosaken und Tataren, Chinesen und Japaner, Rifkabylen aus Nordafrika und Cowboys von den Vereinigten Staaten, Neger, Tänzerinnen. Besonders fällt mir eine Reihe junger Mädchen in Reithosen und Sporenstiefeln auf, deren Gesichter über und über geschminkt und gepudert sind. Sie alle füllen schwatzend und lärmend die enge Friedhofskapelle. Das Gedränge ist groß. Die jungen Reitmädchen setzen sich auf die Fensterbank, um von da oben alles sehen zu können. Und dann stellt mich der Zirkusdirektor dem Indianerhäuptling vor. Ein seltsames Bild:

der evangelische Pfarrer in seiner Amtstracht, dem der Indianer in voller Kriegsbemalung die Hand drückt.

Aber dann fällt mir meine Leichenrede schwer aufs Herz. Eine solche Beerdigung habe ich noch nie erlebt. Es wird gut sein, wenn ich dem fahrenden Volk ein Wort von der Wanderschaft des Erdenlebens sage und von der großen Ewigkeit.

Wird das aber möglich sein? Zaghafte wende ich mich an den Zirkusdirektor: »Sagen Sie doch bitte, verstehen die Leute denn deutsch?«

»I bewahre —«, lacht er, »— und auch englisch verstehen nur ein paar von ihnen. Da sind viele Ausländer drunter, die nur ihre Muttersprache verstehen. Die verständigen sich mit mir durch ihren englisch sprechenden Dolmetscher. Reden Sie nur irgend etwas, es versteht's doch niemand.«

Da kommt eine große Verzagtheit über mich. Das wäre ja sinnlos, wenn ich reden sollte, was kein Mensch versteht. Nun, dann will ich wenigstens zu denen reden, die mich doch verstehen müssen. Der Zirkusdirektor und der und jener unter den Deutschen, sie werden lange nicht in der Kirche gewesen sein. Denen will ich ein Ewigkeitswort sagen!

So lese ich ein Bibelwort und sage ein paar Sätze. Die Versammlung ist schrecklich unruhig. Die Mädchen dort oben auf der Fensterbank beschäftigen sich mit Taschenspiegeln, Lippenstift und Puderquaste. Nun, es muß auch langweilig sein, wenn man eine Rede nicht versteht.

Ich spreche von dem traurigen Schicksal dieser Indianerin, die nun in fremdem Land ihr Grab findet. »Ihr, die ihr immer umherzieht durch alle Länder, ihr alle seid heimatlose Leute. Aber euch möchte ich sagen, daß dafür die ewige Heimat zu euch gekommen ist. Unsere Seele ist zu Hause, wenn sie bei Jesus ist.«

Da geschieht etwas ganz Seltsames.

Als ich den Namen »Jesus« ausspreche, geht es wie eine Bewegung durch die Versammlung. Das ist ein Wort, das sie

alle verstehen. Und beim Klang des Wortes »Jesus« horchen sie auf. Aber ich merke sofort: es ist nicht nur deshalb, weil der Name allen bekannt ist; er hat eine ganz eigentümliche Gewalt. Die Indianer neigen sich. Die unruhigen Asiaten werden ganz still. Die Russen schauen mich mit großen Augen an. — Da habe ich nun auf einmal meine Leichenrede gefunden. Sie kann von nun an nur noch *ein* Wort sein: dieser große Name »Jesus«!

So sage ich einen Satz nach dem anderen. Es kommt mir nur mehr auf den Namen »Jesus« an. Immer wieder verneigen sich die Indianer. Ganz still ist's auf einmal in der Versammlung. Meine Augen gehen zu den leichtfertigen Mädchen: verschwunden sind Lippenstift und Spiegel. Der einen laufen die hellen Tränen übers Gesicht. Eine andere stützt den Kopf in die Hände; ob ihre Gedanken wohl zurückgehen in eine reinere Jugendzeit, wo sie zum erstenmal den Namen »Jesus« hörte?

Und während ich weiter den Namen »Jesus« verkündige und all diese Menschen aus den verschiedensten Teilen der Welt vor ihm stille werden, ist mir's, als erlebte ich schon ein Stücklein von dem, was am Ende einmal sein wird: daß in *dem* Namen sich beugen sollen *aller* derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind!

Friede auf Erden

»Herr Pfarrer! Sie machen uns Konkurrenz«, sagte der dicke Schutzmann und schlug mir wohlwollend auf die Schulter. »Wenn die Leute einen Krach haben, dann kommen sie nicht aufs Revier, sondern zu Ihnen.«

Ich lachte. Offenbar hatte er von der Geschichte auf dem Wohnungsamt gehört. Die war auch wirklich schön.

Es war tief in der Nacht. Da klingelte es aufgeregt an der Hausschelle. Ich kleidete mich notdürftig an. Draußen stand eine junge Frau, hoch in Hoffnung. Ich kannte sie gut. Sie wohnte mit ihrem Mann in einer riesigen Mietskaserne, die jetzt längst ein Opfer der Bomben geworden ist. Es war ein schreckliches Haus. 40 Parteien wohnten dort. Der Hausbesitzer klagte mir einmal: »In jedem Winter wird das Treppengeländer abmontiert und verheizt.«

Nun stand die junge Frau mit verstörtem Gesicht vor mir. Zuerst verstand ich gar nicht, was los war. Endlich hatte ich begriffen: Man war in Streit geraten mit dem Schwager, der keine Wohnung hatte und auf das Zimmer der jungen Leute Anspruch machte. Jetzt hatte der Schwager eine Rotte von »Kumpels« (so nennen sich die Bergleute) versammelt wie eine Streitmacht. »Sie wollen meinen Mann erstechen und mich rauswerfen!« schrie die Frau hysterisch.

»Gut! Ich komme sofort«, sagte ich. »Ich muß mich nur erst richtig anziehen. Gehen Sie schon mal voraus und sagen Sie, daß ich käme.«

Eine halbe Stunde später stieg ich die dunkle Treppe hinauf. Das Geländer fehlte wieder einmal, und es war eine recht halsbrecherische Sache.

So, hier ist der dritte Stock. Ich gehe den langen Korridor entlang. Auf einmal brüllt eine Stimme: »Halt! Es gibt Mord!«

Wahrhaftig, da stand der junge Ehemann in der Tür hinter einer richtigen Barrikade von Möbeln. In der Hand hielt er einen gewaltigen Knüppel.

»Nur Ruhe!« rief ich. »Jetzt kommt der Pastor!«

»Ah so! Ich dachte schon, sie kämen — die anderen.«

»Mensch! Nun lassen Sie mich erst mal rein!« Die Barrikade wurde beiseite gerückt. Im Zimmer brannte nur eine kleine Stallaterne. Die Lampe war bei dem vorhergehenden Kampf in Stücke gegangen. Der Boden war glitschig.

Ich erfuhr, das sei das Abendessen. Das habe man sich als erstes einmal an den Kopf geworfen. Die Scherben knirschten unter meinen Schuhen.

»Wo sind denn die anderen?« — Hinten im Zimmer, wohin kaum ein Lichtschein drang, lag die Frau und wimmerte.

»Die anderen sitzen oben in der Wohnung bei Kochs und beraten, wie sie mich hier rauswerfen können.«

Da blieb nichts anderes übrig — ich mußte hinauf zu den Angreifern. Also — noch einmal auf die geländerlose Treppe! Im vierten Stock konnte man gleich hören, wo die feindliche Kriegsmacht versammelt war. Mich wundert nur, wie die vielen Leute, die doch an diesem Flur wohnten, bei dem Lärm schlafen konnten. Vielleicht waren sie aber auch wach und wagten nur nicht, sich zu beschweren.

Mit einem Fußtritt stieß ich die Türe auf: Ein kahles Zimmer. Auf dem Tisch zwei Schnapsflaschen. Männer und Frauen saßen umher. Einige hatten sich, weil nicht genug Stühle da waren, auf dem Boden niedergelassen, lehnten die Rücken an die Wand und streckten die Beine ins allgemeine Getümmel.

Als ich eintrat, wurde es still. Jeder meinte, die Polizei käme. Nun war's nur der Pfarrer. »Die schwarze Drossel!« rief einer verächtlich in die Stille. Eine gefährliche Stimmung kam auf. Mir wurde angst und bange. Und unhörbar für die Menschen umher schrie mein Herz zu meinem himmlischen Vater um Hilfe: »Herr! Der du den Löwen des Daniel den Rachen zugehalten hast, bändige auch diese wilden Leute!«

»Männer«, sagte ich jetzt, »es ist gut, daß ihr alle versammelt seid. Wir müssen die Sache in Ruhe bereden!«

Eine Frau kreischte unverschämt auf. »Halt den Mund!« sagte ich brutal. »Das ist Männersache!«

Allgemeines Beifallsgemurmel der Männer erfreute mein Herz. Offenbar waren sie zufrieden, daß die Unverschämte eine Abfuhr bekam.

»Also — was ist los? Erst muß der Fall geklärt werden. Aber

es spricht immer nur einer!« Damit setzte ich mich auf den Fußboden, auf den einzigen freien Platz. Die Männer rückten etwas und nahmen mich solcherart in ihre Gemeinschaft auf.

Nun begann die Verhandlung. Es war eine verwickelte Rechtslage. Die konnte ich nicht klären. So sagte ich: »Jetzt tun wir zweierlei. Erstens: Es geht ein Parlamentär in die umkämpfte Wohnung hinunter und sagt, daß die Leute die Barrikade abbauen können. Für heute nacht ist der Krieg zu Ende. Und zweitens: Morgen früh treffen sich alle, die keine Morgenschicht haben, um 9 Uhr hier vor dem Haus, und ich gehe mit euch zum Wohnungsamt. Ich verbürge mich dafür, daß dieser Schwager ein Zimmer bekommt.« So geschah es.

»Na, nu können Sie ja heimgehen!« meinte mein Nachbar, der neben mir auf dem Boden saß.

Ich lachte: »Jetzt wollt ihr mich los sein, damit ihr weiter saufen könnt! Daraus wird nichts. Jetzt bringe ich alle nach Hause. Wer nimmt den obdachlosen Schwager mit bis morgen?«

Ein Mann meldete sich.

»Gut! Jetzt gehen wir!«

Alles brach auf. Trotz meiner Müdigkeit hatte ich keine Ruhe, bis ich den letzten an seiner Haustüre abgeliefert hatte.

Und dann kam der nächste Morgen! Da zog ich an der Spitze von etwa zwölf wilden Gesellen zum Wohnungsamt. Ich weiß nicht, ob es Teilnahme war, was sie alle herbeigeführt hatte. Vielleicht war es auch mehr Neugier und die Hoffnung auf eine Enttäuschung, die dem Pfarrer auf dem Wohnungsamt zuteil werden mußte. Ja, mir war übel zumute. Ich hatte mich verbürgt, ein Zimmer zu beschaffen. Wie, wenn es nun nicht gelang? Heimlich faltete ich meine Hände. »Herr, du kannst helfen!«

Das Amt war in einer langgestreckten Baracke untergebracht. So konnten die Beamten aus ihren niedrigen Fenstern deutlich sehen, wie diese gefährliche Truppe heran-

zog. Sie machten besorgte Gesichter. Es war ja eine unruhige Zeit damals.

Und dann das Erstaunen, als sie den verzagten Pastor mitten in der Kolonne entdeckten! Das war seltsam! Im Nu lief eine Menge Beamter zusammen. Ich tat grimmig und verlangte den Chef zu sprechen.

Bald saß ich dem gegenüber, während man vor der Tür das bedrohliche Gemurmel meiner wilden Begleitung hörte. Aber — wie wurde mir wohl, als ich in ein geistvolles Gesicht sah, das hinter Brillengläsern mich freundlich anschaute. Da schüttete ich mein Herz aus. Der Chef lachte zuerst, dann wischte er sich die Augen — und schließlich half er.

Das war ein erhabener Augenblick, als ich vor der Baracke zwischen kümmerlichem Rasen und kargen Sträuchern meinem Volke die herrliche Lösung aller Knoten bekanntgab.

»Nun gehen wir einen trinken!« rief befriedigt der Wildeste, den die Sache am wenigsten anging.

Ich lächelte ihn an: »Kommt nicht in Frage! Jetzt helfen wir dem Schwager einziehen. Und jeder sieht zu Hause nach, ob er nicht einen Teller oder eine Lampe hat für das arme Paar, dem ihr gestern abend alles kaputtgeschlagen habt.«

Der Plan leuchtete ein. Wohlwollen auf der ganzen Front! Müde schlich ich mich nach Hause durch staubige Straßen. In meinem Innern zankten sich zwei Stimmen. Die eine sagte: »Dazu studiert man Theologie, um am Ende solche Kämpfe auszufechten. Wenn unsere gelehrten Professoren doch wüßten, mit welchen Problemen wir uns an der Front herumschlagen müssen!« Kurz, es war eine verdrießliche Stimme.

Die andere Stimme aber war sehr fröhlich. Die sang immerzu: »Friede auf Erden! Friede auf Erden! Und wer dazu mithilft, ist ein Bote des Friedenskönigs!«

Da entschloß ich mich, nur noch auf diese zweite Stimme zu hören. Und so wurde ich froh an meinem Amt.

Kleine Gottesboten

Es war vormittags, so gegen neun Uhr.

Ich ging quer durch die große Bahnhofshalle. An meiner rechten Hand hielt sich mein kleiner Junge, an die linke klammerte sich mein Töchterlein fest, damit es im Gedränge nicht losgerissen würde.

Die weite Halle machte den beiden kleinen Trabanten sichtlich Eindruck. Das dumpfe Gemurmel der Menschenmenge gab einen verworrenen Widerhall. Da meinten die beiden, sie müßten doch einmal ausprobieren, ob ihre Stimmen auch so schön hallen in diesem weiten Raum.

Also stieß bald der Junge, bald das kleine Mädchen einen hellen Juchzer aus. Und sie freuten sich königlich an dem gewünschten Erfolg.

Aber so ein Juchzer ist schnell vorüber. Und darum war der Genuß immer nur kurz. Um ihn auszudehnen, gingen sie zu einem Liede über.

Das kleine Mädchen stimmte an, und der Junge fiel mit seiner lauten, hellen Stimme ein: »Harre, meine Seele, / harre des Herrn! / Alles ihm befehle, / Hilft er doch so gern ...!«

Das war natürlich eine ungewohnte Melodie, vormittags um neun Uhr, in der Bahnhofshalle. Wenn da eine Lokomotive gellend zischte, wenn ein Zigarettenverkäufer brüllend seine Ware anpries, wenn ein Bursche unbekümmert den allerneuesten Schlager piff —, da drehte sich natürlich kein Mensch um.

Aber ein geistliches Lied! In der Bahnhofshalle! Schallend gesungen von zwei hellen Kinderstimmen — das gab schon einiges Aufsehen. Etliche lächelten, ein paar guckten verlegen, wieder andere schüttelten den Kopf.

Die Kinder ließ das völlig unbekümmert; fröhlich sangen sie weiter: »... größer als der Helfer / Ist die Not ja nicht.«

Da ging ein Bergmann vorbei. Er hatte wohl den Weg quer durch die Bahnhofshalle gewählt, um schneller heimzukommen. Mit seinem müden Gang, seinem gesenkten Kopf und den hängenden Schultern sah er aus, als wenn unsichtbare Lasten auf ihn drückten. Die »Kaffeetöte« auf seinem Rücken zeigte, daß er von Schicht kam.

Jetzt drang der Gesang an sein Ohr. Er blieb stehen. Ernst schaute er auf die Kinder. Es war, als wolle er dieses Lied in sich hineintrinken: »... rett' auch meine Seele, / Du treuer Gott.«

Dann ging er weiter. Ganz anders auf einmal ... als wenn er aus einer Quelle getrunken hätte! Und da wußte ich, daß die beiden Kinder in aller Dummheit und Schwachheit etwas Großes vollbracht hatten.

Am Nachmittag besuchte mich ein lieber Gast von auswärts.

»Mann«, sagte er, »ich muß dir mal eine köstliche Geschichte erzählen. Heute morgen, als ich auf eurem Hauptbahnhof ankam, war ich ein sehr verdrießlicher und sorgenbeladener Mann. Es war mir Verschiedenes quergegangen. Und als ich nun so recht betrübt durch die Sperre gehe, da klingt es an mein Ohr: ‚In allen Stürmen, / in aller Not / Wird er dich beschirmen, / Der treue Gott.‘

Das hallte durch die Bahnhofshalle, als wenn vom Himmel herab eine Stimme zu mir sprechen wollte. Es müssen wohl Kinder gewesen sein, die irgendwo sangen. Ich habe sie im Gedränge nicht sehen können. Aber ich habe da alle meine Sorgen auf meinen himmlischen Herrn geworfen und bin fröhlich weitergegangen.«

Ich aber bin schnell zu meinen Kindern gelaufen und habe ihnen einen kräftigen Kuß gegeben.

Mörderlich

Nur die Älteren erinnern sich noch an die Zeit um 1930, als die politischen Leidenschaften hoch gingen, als Kommunisten und Nazis in blutigen »Saalschlachten« sich bekämpften und die Bürger immer wieder durch die heulenden Sirenen des Überfallkommandos aufgeschreckt wurden, wenn irgendwo eine Schießerei im Gange war.

Obwohl ich ein außerordentlich friedlicher Mensch bin, war ich doch eines Tages unversehens in diese mörderliche Auseinandersetzung verwickelt. Und ein riesiges Brotmesser hat nach meinem Herzen gezielt. Aber der Leser braucht sich nicht zu sorgen: Ich lebe noch immer, und die ganze Geschichte war eigentlich mehr zum Lachen als zum Erschrecken.

Zum vierten Stock eines großen grauen Hauses war ich hinaufgeklettert, um eine Trauung zu halten. Es war damals so, daß viele Trauungen in den Wohnungen stattfanden, wenn die Leute die Kosten für eine große Feier in der Kirche sparen wollten.

Etwas verlegen stand die Hochzeitsgesellschaft in der Wohnküche herum, wo auf dem glühend heißen Herd der Festkaffee kochte. Die meisten kannte ich schon. Da war die Braut — ein kleines, verschüchtertes Ding; da war der Bräutigam — eifriges Mitglied im »Stahlhelm«, einer wehrhaften vaterländischen Organisation. Dort stand auch mein Freund Kuno, der sich neuerdings in der SA der Nazis als großer »Schläger« einen Namen gemacht hatte. Zur Feier des Tages hatte er einen etwas zu großen Gehrock angetan. Die Brautmutter begrüßte mich erhitzt. Man sah ihr an, daß Kuchen und Kaffee ihr Herz völlig beschlagnahmt hatten. Ferner hatten sich einige Onkel, Tanten und Vettern eingefunden, die als Statisten und Trauzeugen eine Rolle spielen sollten.

Vergeblich suchte mein Auge den Brautvater. Aber — es war immerhin begreiflich, daß dieser Mann der kirchlichen Feier fernblieb; denn ich wußte, daß er ein überzeugter Kommunist war.

Na, nun konnte es losgehen. Ich stellte ein paar Stühle im Halbkreis um das Brautpaar. Nach einigen Bemühungen hatte ich die Gesellschaft geordnet. Zuerst sangen wir »Lobe den Herren ...« Das ging ganz ordentlich. Ich mußte denken: »Wahrscheinlich ist das Lob Gottes etwas recht Seltenes in diesen Räumen. Um so eindrücklicher ist es eben jetzt.« Dann folgte meine Ansprache.

Dabei fand ich nun leider wenig Aufmerksamkeit. Es lag eine Spannung in der Luft. Immer wieder sah sich die Mutter aufgeregt nach der Tür um, die in die Schlafkammer führte.

Und dann — ja, dann flog auf einmal diese Türe auf mit Getöse. Ehe ich aber noch begriffen hatte, was geschah, war der Trauzeuge im weiten Gehrock aufgesprungen. Mit energischem Ruck zog er die Tür wieder zu und sagte beruhigend zu mir: »Machen Sie getrost weiter!«

Na, das tat ich denn auch, allerdings leicht beunruhigt von der Frage, welche dunklen Geheimnisse wohl hinter dieser Tür verborgen seien. So ging die Trauungsfeierlichkeit ohne weitere Zwischenfälle zu Ende.

Nun kam der zweite Teil der Feier: das Kaffeetrinken. »Herr Pfarrer«, hieß es, »Sie bleiben doch noch ein bißchen bei uns?« Ich wurde als Ehrengast auf das Wachstuchsofa verstaubt, der Tisch vor mich hingeschoben. Und um mich herum gruppierte sich die Gesellschaft, soweit am Tisch Platz war. Die anderen mußten später zusehen, wie sie zu ihrem Festessen kamen.

Immer noch war die komische Spannung in der Luft. Ich überlegte: »Wahrscheinlich ist mit der Festtorte etwas passiert. Vielleicht ist eins der Kinder darübergeraten.« Jedenfalls gab ich mir redlich Mühe, dem armen Brautpaar doch noch zu einem fröhlichen Fest zu verhelfen. So begann ich zu erzählen und zu unterhalten, daß mir der Schweiß von

der Stirne rann. Dazu war der Kaffee sehr heiß, der Herd glühte, und außerdem war es Sommer. Und während ich mich so bemühte, ohne viel Erfolg zu erzielen — da geschah der Knall!

Die Tür zur Schlafkammer flog wieder auf, diesmal noch energischer. In ihr erschien der Brautvater. Später erfuhr ich, daß er sich trotzig und ziemlich betrunken zu einem Mittagschlaf niedergelegt hatte. Aber dann, als er erwachte, fiel ihm ein, daß er als überzeugter Atheist auf keinen Fall eine kirchliche Trauung in seiner Wohnung dulden dürfe.

Da stand er also in der Tür. Sein Blick suchte — nun hatte er mich erspäht. Mit einem riesigen Sprung sauste er an den Tisch, riß ein großes Brotmesser hoch und brüllte: »Nieder mit dem Pfaffen!«

Ich saß wehrlos eingekeilt zwischen Sofa, Tisch und Kaffeetassen. Nachher habe ich gedacht, vielleicht hätte es ihn beruhigt, wenn ich meine volle Tasse als Wurfgeschöß gegen ihn geschleudert hätte.

Doch solche Maßnahmen waren gar nicht mehr nötig. Die Hilfe kam von anderer Seite: der Mann im Gehrock war aufgesprungen, hatte den Alten gepackt, und dann wälzten sie sich am Boden. Ich sah Arme, Beine, Gehrock und alles durcheinanderwirbeln. Es ging viel schneller, als ich es berichten kann. Offenbar war der Gehrock-Mann in der Kunst des Jiu-Jitsu geübt. Der Alte schrie wütend auf. Dann wälzte sich der Knäuel in die Schlafstube. Vorsichtig machte die Mutter die Tür zu und fragte: »Wollen Sie noch eine Tasse Kaffee, Herr Pastor?«

Ich dankte herzlich. Und dann hatte niemand mehr etwas dagegen einzuwenden, daß ich ging.

Als ich die Treppe hinunterstieg, ging mir ein Lied durch den Kopf, das unsere Väter sehr liebten: »O selig Haus, wo man dich aufgenommen, du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ ...!« Welch eine andere Welt ist das! Mein Herz war traurig. Denn hier wurde das ja so schrecklich deutlich, wohin wir Menschen kommen, wenn der Herr

Jesus nicht mehr »unter allen Gästen, die da kommen, der Gefeierte und Liebste ist«.

Am meisten aber trauerte ich über meine eigene Ohnmacht. Die Boten des Evangeliums stehen oft sehr hilflos vor den Gewalten dieser »Welt«.

Unterm Gestein

Mein Freund Josef X nimmt es mir nicht übel, wenn ich hier eine Geschichte von ihm wiedergebe. Erzählt er sie doch selbst gern. Und er ist, wie ich, der Überzeugung, daß manch einer dadurch Wichtiges lernen kann.

Ich war damals Pfarrer in einem Bergarbeiter-Bezirk. Eines Morgens verlangt ein Mann mich zu sprechen. An den feinen blauen Narben an Gesicht und Händen erkenne ich sofort den Bergmann. Das sind die Spuren, die die unterirdische Arbeit an der Kohle hinterläßt.

»Herr Pfarrer«, sagt er zu mir, »darf ich Ihnen mal eine Geschichte erzählen?«

»Gewiß! Bitte!«

»Sehen Sie, ich bin Bergmann. Dann noch Familienhaupt und Vater von drei Kindern. Sonst ist von mir nicht mehr viel zu sagen, als daß ich ein ganz gottloser Mensch bin. Um Gott und die Religion habe ich mich seit meiner Konfirmation nie mehr gekümmert, außer wenn ich fluche.

Sie wissen ja, wie die Bergleute fluchen können. Sie fluchen, wenn sie einfahren; sie fluchen, wenn sie ausfahren ...

Dann ist noch zu sagen, daß ich auch gern eins trinke und in den Kneipen sitze.

So! Und nun kommt die Geschichte:

Also: Ich bin eines Tages ‚vor Ort‘. Es war an der Stelle furchtbar eng und niedrig. Während ich arbeite, höre ich plötzlich ein merkwürdiges Knirschen und Knacken. Erschrocken schaue ich auf. Aber ehe ich noch recht überlegen kann, bricht das Gestein über mir zusammen.

Erschrocken rufe ich noch laut: ‚Ach Gott ...!‘ Dann ist es dunkel, und ich weiß nichts mehr.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich schwer verbunden in einem Krankenhausbett. Langsam besinne ich mich und bin sehr verwundert, daß ich hier liege. Denn so ‚ne Sache geht in den meisten Fällen mit ‚nem Todesfall aus.

Ein paar Tage später kommen dann meine Kumpels zu mir ins Krankenhaus und erzählen, wie alles gegangen sei. Einer in der Nähe hätte noch meinen Schrei gehört, schnell Hilfe geholt, dann hätten sie mich herausgegraben, schwer zerschunden, aber doch lebendig.

Wie meine Kumpels mich wieder einmal besuchen, meint einer lachend: ‚Du bist mir ein schöner Idiot! Weißt du, was du im Pütt unten gerufen hast, als das Gestein herunterkam? ‚Ach Gott ...!‘ Das habe ich deutlich gehört. Ha — ha — ha! Gott hat dich aber nicht retten können. Aber wir, wir, deine Kumpels, wir haben dich rausgebuddelt und gerettet!‘

Alles lacht. Ich auch.

Und ich wurde in meiner Gottlosigkeit bestärkt.

Ich wurde auch wieder gesund und fing wieder an zu arbeiten. Aber wenn ich nun von der Morgenschicht komme, gegessen habe und ein wenig im Bett liege, dann — ja, sehen Sie — dann fängt in meinem Hirn ein merkwürdiger Gedanke an zu bohren.«

Bis hierher hat er erzählt. Jetzt aber stockt die Rede. Er gerät in tiefes Nachsinnen.

»Was ist denn das für ein Gedanke?« unterbreche ich die Stille.

Er fährt raus: »Ja, das ist so! Meine Kameraden haben ja ganz recht: sie haben mich rausgebuddelt. Aber das ist ja gar nicht alles. Wenn einer unter das Gestein kommt wie

ich, dann ist er in den meisten Fällen tot. Und — ich bin nicht tot. Wie durch ein Wunder bin ich am Leben geblieben. Und nun quält mich die Frage: ‚Wer hat mich so lange unter dem Gestein am Leben erhalten?‘

Fragend schaut er mich an.

Da muß ich lachen. Ich schlage ihm auf die Schulter. »O Mann«, sage ich, »das wissen Sie ja ganz genau. Sprechen Sie es nur ruhig aus. Das war Gott. Seine gnädige Hand hat Sie gerettet. ... In wieviel Not / Hat nicht der gnädige Gott / Über dir Flügel gebreitet! ...«

»Ja«, meint er, »das habe ich mir auch gedacht.«

»Aber das ist nun nicht alles«, sage ich. »Meinen Sie denn, Gott habe Sie erhalten, damit Sie Ihr altes Leben weiterführen? O nein! Diese Errettung ist ein Ruf Gottes an Sie. Den sollten Sie auf keinen Fall überhören!«

Da springt er auf: »Das ist es ja, worüber ich immer nachdenken muß. Aber — ich weiß nicht, wie das weitergeht.«

Nun darf ich ihm zeigen, »wie das weitergeht«. Wir nehmen die Bibel vor, und ich zeige ihm Jesus.

Und als ein anderer Mensch ging er von da an durch die Welt.

»O Theo!«

Als ich den Laden verließ, war es gerade 12 Uhr.

Um diese Zeit herrschte ein ungeheures Gedränge in der Hauptgeschäftsstraße. Langsam schob sich die Menge an den Schaufenstern vorüber.

Ungeduldig suchte ich mich hindurchzuarbeiten. Du liebe Zeit! Es war ja einfach kein Vorwärtskommen!

Bumms! Reichlich heftig prallte ich mit einer Frau zusam-

men, die es offenbar auch etwas eilig hatte. Verlegen wollte ich mich entschuldigen. Da ging ein frohes Strahlen über das Gesicht der einfachen Frau: »O Pastor Busch! Das wird aber den Theo freuen, daß wir uns getroffen haben!«

Ich mußte lächeln. Immerhin war dies »Treffen« ja ziemlich unsanft gewesen. Und überhaupt — wer war diese Frau?

Etwas unsicher sagte ich, ich könne mich im Moment gar nicht recht erinnern, wer sie denn sei. Sie möge meinem armen Gedächtnis doch nachhelfen.

»Na ja!« meinte sie gutmütig. »Mich kennen Sie auch gar nicht. Wissen Sie — ich bin die Mutter von Theo!«

Wieder dieser Theo! Ich war genauso dumm wie vorher. Wer war Theo?

»Wissen Sie, liebe Frau«, erklärte ich ihr, während wir uns im Gedränge nebeneinander zu halten versuchten, »ich kenne 'ne ganze Menge Theos. Welchen meinen Sie?«

»Na, den Großen — mit dem blonden Haar — der immer in Ihr Jugendhaus kommt. Der neulich seine Brieftasche verloren hat. Da haben Sie doch noch . . .«

Nun ging mir ein Licht auf. »So, von *dem* Theo sind Sie die Mutter? Na, da kann ich Ihnen aber wirklich gratulieren. Das ist ein famoser Bursche!«

Dieser Theo war mir unter den vielen hundert Jungen, die durch das Essener Jugendhaus gehen, seit einiger Zeit aufgefallen. In den Bibelstunden saß er mit gespannter und gesammelter Aufmerksamkeit vor mir. Und wenn gesungen wurde, dann strahlte sein Gesicht, daß man es einfach nicht übersehen konnte. Der sang nicht nur mit dem Munde, sondern mit dem ganzen Herzen. Und besonders eifrig war er im Werbe- und Besuchsdienst.

»Ja«, erklärte ich noch einmal, »der Theo, der ist ein Prachtsbursche.«

Nun habe ich es oft erlebt, daß die Gesichter der Mütter glänzen, wenn man ihre Söhne lobt. Und darum wunderte ich mich, als diese Mutter auf einmal sehr ernst wurde

Dann sagte sie leise: »Das können Sie gar nicht ahnen, wie der wirklich ist.«

Wir waren inzwischen in eine stillere Straße geraten. So hatte ich diese Worte noch deutlich gehört, obgleich sie so gesprochen worden waren, als wären sie gar nicht an mich gerichtet.

Ich wurde neugierig. »Da steckt ein Geheimnis dahinter! Liebe Frau, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie es mir verraten wollten. Denn es liegt mir so viel daran, daß ich meine Jungen wirklich kennenlerne.«

Einen Augenblick lang besann sich die Frau. Dann brach's aus ihr heraus: »Ja, ich muß Ihnen das mal berichten. Sehen Sie, wir waren eine ganz gottlose Familie. Mein Mann will bis heute nichts wissen vom Christentum. Der hat eine richtige Abneigung dagegen. Und darum haben wir alle ganz und gar ohne Gott gelebt . . .«

Die Frau unterbrach sich. Wir mußten die Straße überqueren. Und — ja, wir waren längst aus einem Geplauder heraus. Hier ging's um ernste Dinge. Das erforderte ihre ganze Sammlung. So bog ich jetzt mit ihr in eine stille Seitenstraße ein. Und da fuhr sie fort:

»Es war um die Zeit, als der Theo 17 Jahre wurde. Da fiel mir auf, daß er so anders war. Wenn's Krach gab, war er ganz still. Und immer suchte er mir Freude zu machen. Mit seiner kleinen Schwester war er so geduldig. Es war, als käme durch den Theo ein völlig anderer Geist in unsere Familie.

Und eines Tages sagte er ganz offen, daß er in Ihren Jugendkreis ginge. Ein paar Freunde hätten ihn dorthin mitgenommen. Und nun habe er den Herrn Jesus kennengelernt. Und dem gehöre jetzt sein Leben.«

Wieder machte die Frau eine Pause. Ich spürte ihr die starke Bewegung an. Es war ergreifend, wie sie nun erzählte, daß diese Eröffnung ihrem Mann nur ein zorniges Brummen entlockt habe. Sie selbst aber sei seltsam angeregt worden durch die Eröffnung des Sohnes. Ihr Herz sei ganz unruhig darüber geworden.

»Ja, so kam es denn, daß ich seither mit dem Theo in Ihre Gottesdienste gehe.«

Und nun strahlte ihr Gesicht. »Jetzt gehöre ich auch dem Herrn Jesus. Das ist wie ein wundervolles Geheimnis, das mein Theo und ich miteinander haben. Und jeden Tag lese ich ein wenig in der Bibel. Da verstehe ich dann manches nicht ... und ...«

Jetzt wurde sie richtig rot vor Verlegenheit: »Dann frage ich meinen Jungen. Der versteht viel mehr. Ach, es ist ja eine Schande, daß ich alte Mutter bei meinem Jungen lernen muß. Aber der Theo ist gar nicht hochmütig. Der kann mir das alles so gut erklären.«

Wie die Frau das sagte! Mir standen die Tränen in den Augen. Und durch meinen Sinn ging die alte Verheißung des Maleachi, daß die Herzen der Eltern zu den Kindern bekehrt werden sollen.

»Und Ihr Mann?« mußte ich nun doch fragen.

Sie lächelte. »O, der will noch nichts von all dem wissen! Aber der Theo und ich — wir beten jeden Tag für den Vater. Wir haben ihn ja auch lieb. Er ist ein guter Vater. Der wird ja eines Tages auch ... wenn wir so für ihn beten! Da kann er ja gar nicht anders ...!«

Es war lange still zwischen uns. Dann fing sie noch einmal stockend und wie — ja, wie anbetend an: »Es ist doch seltsam, daß eine Mutter durch ihren Sohn ...« Der Rest des Satzes blieb aus. Aber ich verstand sie.

Am Abend traf ich Theo in meinem Jugendhaus. Er spielte gerade Tischtennis mit ein paar jungen Burschen, die er herbeigeschleppt hatte. Ich drückte ihm die Hand: »O Theo!« Und er lachte mich froh an.

Herrlich — herrlicher — am herrlichsten!

Rasselnd und fauchend ist der kleine Vorortzug davon-
gefahren.

Ich wandere hinein in den schweigenden Winterwald.
Tiefe Stille umgibt mich. Der Atem wird in der Kälte zu
dichten Rauchwolken. Leise knirscht der Schnee unter
meinen Sohlen!

Wie herrlich doch die Natur auch jetzt in der Todesstarre
ist! In tausend, in Millionen Kristallen spiegelt sich das
Licht des Tages. Jeder kleine Zweig ist ein Wunderwerk in
seiner dichten Bereifung.

Stunde um Stunde wandere ich durch diese schweigende,
herrliche Winterwelt. Durch meinen Sinn gehen die Worte
aus dem Psalm:

»Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich. Du bist schön und
prächtig geschmückt ... Herr, wie sind deine Werke so
groß und viel! Wunderbar sind deine Werke. Und das er-
kennt meine Seele wohl.«

Tiefe Stille ringsum. Nur hier und da ein kleines Geräusch,
wenn ein einsamer Vogel durchs Gezweig fliegt und leise
der Schnee von den Bäumen rieselt.

»Gott, man lobt dich in der Stille ...«

Ein paar Stunden später sitze ich wieder im Vorortzug, der
mich in die lärmende Großstadt zurückbringt. Lachend
und schwätzend drängen sich die Menschen in dem über-
hitzten Abteil. Aber meine Seele ist erfüllt von dem gro-
ßen Schweigen des Winterwaldes.

Ja, herrlich ist die Schöpfung. Herrlich ist Gottes weite
Welt!

Am Nachmittag führt mich mein Weg in eine dunkle,
schmutzige Straße. Keine Spur ist hier zu sehen von der
Herrlichkeit des Winters. Schwarz und zertreten ist der

Schnee, aus dem ein paar Jungen vergeblich Schneebälle zu drehen versuchen.

Mitten zwischen den hohen Mietskasernen ein altes, baufälliges Häuslein. Ich steige die knarrende, ausgetretene Treppe hinauf. Dumpfe Gerüche erfüllen das enge Treppenhaus.

Oben unter dem Dach wohnt eine alte Frau. Krebskrank! Die Krankheit hat ihr ganzes Gesicht zerfressen. Es hat mir früher gegraust, sooft ich sie ansah. Seitdem es nun aber noch schlimmer mit ihr geworden ist, trägt sie ein Tuch um ihr Gesicht.

Ich trete in das enge Zimmer ein. Es muß wohl heute schlecht stehen um die Alte, denn sie liegt im Bett. Das trübe Licht, das durch das schräge Dachfenster hereinfällt, erhellt nur schwach das sonst gemütliche, wohlaufgeräumte Stüblein, das vollgestopft ist mit Erinnerungen aus alter Zeit. Sie hat einmal bessere Tage gesehen, die alte Frau, die nun so einsam und arm daliegt.

Ich setze mich neben sie ans Bett. »Na, wie geht's denn heute, Großmutter?«

»Großartig!« sagt sie. »Herrlich, ganz herrlich! Sehen Sie, da hat die freundliche junge Nachbarsfrau mich heute morgen schon so gut betreut, sie hat mich gewaschen und mir mein Zimmer aufgeräumt. Und dann kam die Gemeindeschwester und hat mir Feuer in den Ofen gemacht. Und dabei hatte ich gestern noch solche Sorgen, wo ich wohl ein wenig Kohlen herbekommen sollte.«

»Ja, ist es aber für Sie nun nicht sehr einsam, wenn Sie den ganzen Tag hier so allein liegen müssen? Ich denke, die Schmerzen machen Ihnen doch auch sehr zu schaffen? Und schlafen können Sie nachts, soviel ich weiß, auch nicht!«

Da richtet sich die Alte auf: »Wie Sie aber reden, Herr Pfarrer! Ich bin keine Stunde allein. Sehen Sie, da auf dem Stuhl, auf dem Sie sitzen, da sitzt mein Herr Jesus. Mit dem rede ich von allem, was mein Herz bewegt, von der Vergangenheit, von Menschen, die ich lieb habe, und von al-

len möglichen Sachen. Dann spricht er mir Trost zu und schenkt mir seinen herrlichen Frieden, daß ich ganz glücklich werde . . .«

Als ich die Treppe wieder hinuntergehe, taucht noch einmal das Bild des herrlichen Winterwaldes vor mir auf. Doch nun weiß ich: Herrlicher als alle Schönheit der Schöpfung ist ein Menschenherz, dem Jesus seinen Frieden geschenkt hat.

Während ich durch den Matsch des schmutzigen, zertretenen Schnees stapfe, gehen die Gedanken weiter: Was wird denn noch herrlicher sein? — Am herrlichsten wird es sein, wenn Gott einmal alle seine Verheißungen wahrgemacht hat:

»Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt . . .«

»Es wird kein Leid und kein Geschrei mehr sein . . .«

»Gott wird abwischen alle Tränen von unseren Augen . . .«

Das Buch des Lebens

Es war eine jener trostlosen Straßen, wie sie überall im Ruhrgebiet zu finden sind: endlose Reihen geschmackloser Mietskasernen, grau geworden vom Ruß, der aus unzähligen Schloten quillt, — rasselnde und bimmelnde Straßenbahnen, — Lastautos, die lärmend über das schlechte Pflaster holpern, — Kneipen, aus denen kreischend Radiomusik ertönt . . . und dazwischen Menschen! Menschen! Dichtgedrängt! Die Not des Lebens steht ihnen im Gesicht geschrieben.

Und Kinder! Scharen von Kindern! Sie spielen unbekümmert und kriegen es fertig, in dieser traurigen Umgebung

dasselbe Jugendparadies zu finden wie andere »im schönsten Wiesengrunde«.

Ein paar Jungen rennen mich beinahe um. Sie kommen mir gerade recht. Ich bin erst seit kurzem in dieser Stadt und kenne die Gegend noch nicht genau. Nun soll ich einen Kranken besuchen, der »auf der Soldatenwiese« wohnt. Wo in aller Welt mag hier die Soldatenwiese sein? So weit ich sehe: nirgends etwas Grünes!

So halte ich nun den Jungen, der beim eifrigen Spiel gegen mich prallt, fest: »Weißt du, wo die Soldatenwiese ist?« »Och, das ist doch das Barackenlager hinter dem alten Friedhof.«

»Ja, wo ist denn der alte Friedhof? Kannst du mir nicht den Weg dahin zeigen?«

Er schaut sich nach seinen Freunden um. Die haben sich neugierig herzugemacht. »Geht ihr mit?« fragt er. Und ich lerne hier wieder die Macht der »Horde« kennen. Wenn die anderen »Nein!« sagen, wird er um nichts in der Welt zu bewegen sein, mir den Weg zu weisen. Aber ich habe Glück: Sie wollen alle mit. Und so ziehe ich weiter — nun mit einem stattlichen Gefolge von zwölf Jungen.

Sie erwarten offenbar etwas von mir. Gut! Ich werde sie nicht enttäuschen. »Wollt ihr eine Geschichte hören?«

»Klar! Fangen Sie an!«

Und während wir uns durch den Lärm und das Gedränge schieben, erzähle ich ihnen die biblische Geschichte, wie die Jünger beim Sturm auf dem See Genezareth in große Not gerieten, wie aber der Herr Jesus dann mit Seinem machtvollen Wort den Sturm stillte.

Jungen hören gern von Jesus. Und so gefiel ihnen diese Geschichte so gut, daß sie noch mehr verlangten. Ich erzählte. Ärgerlich, erstaunt, lächelnd und auch wütend schauten uns die Leute nach. Denn ich mußte ja recht laut reden, damit ich bei dem Lärm verstanden wurde. Und jedenfalls war der Name *Jesus* auf solch einer Straße nicht gerade etwas Alltägliches.

Inzwischen hatten wir den alten Friedhof erreicht. Hier

bogen wir ab in einen ganz schmalen Weg, der am Kirchhofsgitter entlangführte.

Da hielt auf einmal einer der Jungen an und sagte erstaunt: »Wie still es hier ist!«

Ich mußte lächeln: Solchen Großstadtjungen fällt es nicht auf, wenn es abscheulich laut ist, sondern wenn es still wird.

Wir blieben nun alle stehen und lauschten hinein in die Stille des alten Friedhofs. Man hörte nur den Wind in den Bäumen rauschen. Und von fern den Lärm der Straße.

»Jungens«, sagte ich, »jetzt ist es da drin im Friedhof ganz still. Aber es wird einmal ein Tag kommen, an dem es hier ein großmächtiges Leben und Gedränge gibt.«

»Wenn der Friedhof abgeräumt wird!« erklärt einer, der Bescheid weiß.

»Nein! Das meine ich nicht. Ich denke an den Tag, ‚wenn einst die Posaun’ erklingt / die auch durch die Gräber dringt‘.« Und nun erzähle ich ihnen die unerhörte Botschaft der Bibel, daß die Toten auferstehen werden; und daß der Herr Jesus als der Erstling schon auferstanden ist.

Atemlos hören die Jungen mir zu.

»Und dann?« fragt einer.

»Ja seht, da war ein Jünger des Herrn Jesus. Dem hat Gott in wunderbarer Weise gezeigt, was dann kommt. Ich will es euch in den Worten dieses Johannes sagen: ‚Und ich sah einen großen, weißen Stuhl und den, der darauf saß; vor des Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte gefunden. Und ich sah die Toten, beide, groß und klein, stehen vor Gott, und Bücher wurden aufgetan. Und ein ander Buch ward aufgetan, welches ist das Buch des Lebens. Und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken. Und so jemand nicht ward gefunden geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl.‘«

Schweigend haben die Jungen zugehört. Aber es ist fast, als seien diese gewaltigen Worte der Offenbarung zu groß für sie. Ich muß es ihnen in ihre Sprache übersetzen:

»Junge, wie heißt du?« frage ich einen.

»Ich? Ich heiße Eduard.«

»Also, Eduard, paß mal auf. Da steht also eine unübersehbare Menge vor diesem weißen Thron. Einer nach dem andern wird aufgerufen. Auf einmal ruft ein Engel mit starker Stimme: ‚Eduard!‘ Und dann steht der Eduard ganz allein vor Gott. Und da sagt Gott zu dem starken Engel Gabriel: ‚Sieh doch nach, ob der Eduard im Buch des Lebens steht.‘ Und der Engel blättert in dem großen Buch und sucht — er schlägt die nächste Seite um — nichts! — er sucht weiter — die übernächste Seite — wieder nichts — er blättert weiter — und sucht —«

Die Jungen halten vor Spannung den Atem an.

Und ich erzähle weiter. Über dem Erzählen wird es mir selbst von neuem ganz eindringlich groß, daß wirklich unser ganzes Leben und alle Welt- und Menschengeschichte auf das große Gericht Gottes zueilen, und wie ernst doch Gott uns nimmt, daß ein jeder sein Gericht erleben und erleiden muß.

»Immer noch sucht der Engel Gabriel. Eine gewaltige Stille liegt über der ungeheuren Versammlung. Auf einmal ruft der Engel Gabriel laut: ‚Da steht der Eduard im Buch des Lebens.‘«

»Junge, dat wär knöfte!« sagt aufatmend der Eduard.

»Knöfte« — das ist nun eins von den Jungen-Geheimworten, die die Erwachsenen meist nicht verstehen. Es bedeutet »herrlich«, »großartig«.

»Ja, Eduard«, sage ich, »das wäre knöfte, wenn dein Name einmal im Buch des Lebens stünde! Und ich will dir auch sagen, wie das geschehen kann: Schenke du nur dein ganzes Herz dem Herrn Jesus, von dem ich euch erzählt habe. Dann kann es dir nicht fehlen ... Aber da vorn sehe ich schon das Barackenlager. Das wird ja wohl die Soldatenwiese sein. Da danke ich euch auch recht herzlich für die Begleitung!«

Während die Jungen laut redend davonziehen, geht mir der liebe alte Vers durch den Sinn: »Schreib meinen

Nam'n aufs Beste / Ins Buch des Lebens ein, / Und bind
mein Seel fein feste / Ins schöne Bündelein / Der'r, die
im Himmel grünen / Und vor dir leben frei: / So will ich
ewig rühmen, / Daß dein Herz treue sei.«

»... gib mir einen neuen,
gewissen Geist ...«

»Herein!«

Der Pfarrer drehte sich nach der Tür um. Etwas aufgeregt kam eine stattliche Frau herein. Gleich polterte sie los:

»Ich höre, Sie wollen meine Nichte nicht konfirmieren?«

Der Pfarrer begütigte: »Setzen Sie sich erst mal. So! Nun will ich Ihnen in aller Ruhe die Sache erklären. Sehen Sie, Ihre Nichte — sie wohnt ja wohl seit dem Tode der Eltern ganz bei Ihnen — ist geistig ungeheuer beschränkt. Sie ist ja auch in der Hilfsschule für Minderbegabte. Ich habe versucht, das Kind zu unterrichten. Aber es hat nicht ein Lied behalten können, vom Katechismus ganz zu schweigen. Und da müssen Sie verstehen, daß ich dies blöde, schwach begabte Kind unmöglich zur Konfirmation zulassen kann ...«

Die Frau unterbrach ihn: »Das ist ja alles schön und gut; aber jetzt will ich Ihnen sagen: Gott hat dies arme, schwache Kind als Werkzeug benutzt, um unser ganzes Haus umzuwandeln.«

Erstaunt schaute der Pfarrer auf: »Wie ging denn das zu?«

»Ich weiß nicht, ob Sie es wissen: Wir führen eine Wirtschaft. Ich muß offen bekennen: es herrschte bei uns ein übler, leichtsinniger Geist. Als nun meine Schwester starb, vor einem Jahr, nahm ich ihr Töchterchen in mein Haus

auf. Das arme Wurm tat mir leid. Viel Platz hatte ich ja auch nicht. Aber ich stellte noch ein Bett in die große Kammer, in der die beiden Mädels schlafen, die in der Wirtschaft beschäftigt sind.

Und nun geschah etwas Seltsames. Als das Kind am ersten Abend spät mit den Mädeln zu Bett ging, da faltete es seine Hände und betete den einzigen Spruch, den es behalten hatte: ‚Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist.‘

Na, sie können sich denken, die beiden Mädels fingen an zu kichern und zu spotten. Aber die Kleine kümmerte sich nicht darum. Sie schlief ein. Und am nächsten Morgen betete sie ihr Sprüchlein aufs neue.

Wieder großes Hallo der beiden. Als aber die Kleine am Abend wieder betete und eines von den beiden Mädchen anfang zu lachen, sagte das andere ernst: ‚Du, dies Kind hat recht; das ist es, was uns fehlt: ein reines Herz. O Gott, ja, das fehlt mir. Ich bete mit!‘

Und wahrhaftig, das Mädels betete auch: ‚Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist!‘ Nach drei Tagen betete auch die andere um einen neuen Geist. Und nun wissen Sie das besser als ich, Herr Pastor, wenn man um den Heiligen Geist bittet, dann kommt er.

Ich will's kurz machen. Meine Mädels wurden ganz anders. Ich fragte: ‚Wie kommt das, daß ihr so anders geworden seid?‘ Da erzählten sie alles. Und sie sagten: ‚Wenn der Geist hier im Haus nicht anders wird, dann gehen wir.‘ Nun, ich erschrak. Sie hatten recht. Da fing auch ich heimlich an zu beten. Und heute sieht es bei uns anders aus, völlig anders. Mein Mann hält mit uns des Morgens Andacht. Wo früher der Teufel regierte, da regiert heute Gottes neuer Geist, und das alles kam durch dieses Kind.«

Aufmerksam hatte der Pfarrer zugehört.

»Liebe Frau«, sagte er tief bewegt, »das Kind wird konfirmiert!«

Zwei Sportler und eine alte Frau

Den ganzen Nachmittag hatte ich Besuche in den Häusern gemacht.

Wirklich, das ist ein Abenteuer, wenn man als Pfarrer in der Großstadt durch die Häuser geht! Da kommt man durch alle Zonen: Man erlebt eisige Ablehnung und kalte Feindschaft — die reinste Pol-Landschaft! Man kommt auch in die gemäßigte Zone kühler Höflichkeit und einwandfreier konventioneller Temperatur. Und je und dann gerät man in tropische Hitze, wo einem der Schweiß ausbricht. Da soll man unter allen Umständen einen Weinbrand trinken, eine Zigarette rauchen, den Opa begrüßen, die Wohnung besichtigen, Schmeicheleien anhören. »Welch ein Glück, daß wir Sie haben!« sagte mir eine Dame. Und ich konnte nur stammeln: »Wie schade, daß Sie von dem Glück keinen Gebrauch machen, um am Sonntag meine Predigt zu hören.«

Also — ich war einen Nachmittag lang abwechselnd durch alle Zonen gekommen. Und jetzt war ich erschöpft.

Da war noch ein Besuch zu machen. Den hatte ich mir bis zuletzt aufgehoben. Denn darauf freute ich mich. Die Leute kannte ich als rechte Christen. Der heranwachsende Sohn war mir ein tüchtiger Mitarbeiter. Und die Eltern waren Leute, die den Herrn Jesus von Herzen lieb hatten.

Bald saß ich behaglich in der Sofa-Ecke der Wohnküche. Die Mutter drehte die Kaffeemühle. »Jetzt habe ich doch einen Grund, einen guten Kaffee zu machen. Ich trinke ihn nämlich so gern!« lachte sie. Und mir gegenüber hatte sich's in einem Sessel der Vater gemütlich gemacht.

Ein angeregtes Gespräch war sofort im Gang. Es ging so zu, wie bei jenem schwäbischen Kaufmann, den ich einmal in den Zeiten des Nazireiches besuchte. Als da das Gespräch in die übliche politische Schimpferei ausarten wollte, sagte

er einfach: »Wir wollen zum Wesentlichen kommen.« Und dann sprach man von göttlichen Dingen.

So war's hier auch. Dabei fragte ich: »Sagen Sie mir doch, Herr Lovis, wie sind Sie eigentlich auf diesen Weg der Nachfolge Jesu gekommen?«

Eine Weile schwieg er nachdenklich. Dann wurde eine Gegenfrage gestellt: »Haben Sie die Frau Mankus noch gekannt?«

Seltsam! Immer wieder stieß ich auf diese Frau! Es laufen im Ruhrgebiet viele Leute herum, die durch sie zum Herrn Jesus geführt worden sind. Ich habe solche im vornehmen Villenviertel getroffen und ebenso in grauen Mietskasernen. Sie war der Ewigkeit nahe, als ich sie kennenlernte. Mein erster Besuch ist mir unvergeßlich: Ein trübes Mietshaus in einem Bergarbeiterviertel! Ein kleines Stüblein! Eine einfache Frau, Witwe eines Bergmannes, der »vor Kohle« gearbeitet hatte. Aber nach wenigen Minuten hatte ich die armselige Umgebung vergessen. Da sah ich nur noch die »Mutter in Christo«.

»Ja, ja! Die Frau Mankus! Die hatte scharfe Pfeile in ihrem Köcher!« unterbricht der Mann im Sessel unser nachdenkliches Schweigen.

»Erzählen Sie mal!« bitte ich.

»Nun, ich war damals ein junger Bursche von etwa 16 Jahren. Eine Zeitlang war ich im evangelischen Jugendkreis gewesen. Aber dann fand ich einen Freund, der mich für den Sport begeisterte. Wir beide wurden Mitglieder im Sportklub. Und zwar eifrige Mitglieder! Nicht nur so Zuschauer.

An einem Sonntagmorgen war ein großes Sportfest. Mein Freund und ich holten uns Preise. Das waren nur einfache künstliche Lorbeerkränze. Aber — wir waren stolz, als wir damit nach Hause zogen. Ja, wir waren stolz.

Auf dem Heimweg trafen wir Frau Mankus. Weil sie unsere Eltern kannte, grüßte sie uns freundlich: ‚Ah! Ihr seid Sieger! Da freut Ihr euch!‘ Und dann sagte sie nachdenklich: ‚Wenn man siegen will, muß man richtig laufen.‘

„Wir sind auch richtig gelaufen!“ erklärte mein Freund. Mutter Mankus sah uns an und sagte mit Nachdruck: „Wer auch läuft und läuft zu schlecht, der versäumt sein Kronenrecht . . .“ Dann ging sie.

Mein Freund sah ihr nach und erklärte: „Die spinnt!“ Aber bei mir, Herr Pfarrer, da hatte es eingeschlagen. Ich kannte das Lied. Mir war mit einem Male klar, daß ich auf dem besten Wege war, „mein Kronenrecht“, das mir der Herr Jesus am Kreuz erworben hat, zu verlieren. Seitdem ist es bei mir so, wie Ihre Jungen im Jugendkreis singen: „Nun gehören unsre Herzen / Ganz dem Mann von Golgatha . . .“

Er schwieg.

Ich auch. Denn ich dachte an die vielen Vorträge, Konferenzen und Tagungen, wo wir überlegt hatten, wie man die Jugend für das Evangelium gewinnen könnte. Da wurden psychologische und soziologische Einsichten erörtert; da zerbrach man sich den Kopf und suchte »neue Wege«.

Und über all dem geschah es, daß eine Bergmannswitwe ein altmodisches Lied zitierte — und ein junger Sportmann entschloß sich, dem Herrn Jesus zu gehören!

Ja, das kann einen Jugendpfarrer schon beunruhigen.

Es ist keine Liebe drin!

Ein düsterer, roter Backsteinbau in einer lauten Straße. Hier hat die große Industriestadt ihre unversorgten Alten untergebracht.

Es ist ein seltsames Trüpplein, diese alten Leute! Der da mit der hohen Gestalt hat einmal bessere Tage gesehen.

Kein Mensch weiß, wie er hierher geraten ist. Einsam geht er durch seine Tage. Auch hier noch verschanzt er sich gegenüber seinen Leidensgefährten hinter großer Vornehmheit.

Und das Mütterchen da. Wie ein spannender Roman ist es, wenn sie ihre Lebensgeschichte erzählt.

Und jener dort war einmal Schneidermeister. Nun hat er von der alten Herrlichkeit nichts gerettet als seinen schwarzen Rock, an dem er ständig näht und bügelt, um ihn sonntags in stets neuem Glanze zu zeigen.

Einer fiel mir immer besonders auf. Der hatte einen merkwürdig traurigen Zug im Gesicht. Eines Tages erzählte er mir seine Geschichte. Ganz einfach war sie. Mühe und Arbeit war sein Leben. Nun war die Frau tot, die Tochter verheiratet.

»Besucht denn Ihre Tochter Sie ab und zu?«

Da wird sein Gesicht bitter: »O nein, sie mögen mich nicht.«

Eines Tages hat er eine neue Wolljacke an. »Die ist aber schön warm. Wo ist denn die her?«

»Von meiner Tochter.«

»Hat sie Ihnen ein Paket geschickt? Das ist aber nett.«

»Ja«, erwidert er, »sie sorgt schon für mich, wie es nötig ist, da kann ich nicht klagen. Es war allerhand Schönes in dem Paket, aber . . .«

Ich unterbreche ihn. »Das ist doch fein, da gibt's doch kein Aber!«

Er will sich abwenden. Ich halte ihn fest: »Nun sagen Sie mir, was Sie am Paket Ihrer Tochter auszusetzen haben!«

Da schaut er mich unendlich bitter und traurig an und sagt: »Es war keine Liebe drin!«

Auf einmal verstand ich den Alten. Und ich verstand noch mehr. Ich verstand, warum viele von den Alten hier so bitter aussehen. Gewiß, sie haben eine Wohnung und Essen und Kleider. Gewiß, sie sind versorgt. Aber — es ist keine Liebe drin!

Das Wort wurde ich nicht mehr los. Am Arbeitsamt führte

mein Weg vorbei. Hunderte von Männern drängten sich hier.

Warum waren die Gesichter so verbissen? Warum lag in den Augen so eine Traurigkeit? Warum? Sollten sie nicht anerkennen, daß die Gesellschaft und der Staat für sie sorgten, so gut sie es vermochten? Gewiß, es ist wenig. Aber warum schauten sie so verbittert?

Da war es mir, als wenn sie alle denselben Satz riefen, all die blassen Gesichter und die traurigen Augen und die schweren Herzen: »Es ist keine Liebe drin!«

Ich weiß, es war keine politische Frage mehr und keine wirtschaftliche. Es war eine Anklage des Herzens gegen die Gesellschaftsordnung. Und die Anklage lautete: »Es ist keine Liebe drin!« Man hatte die Menschen des 20. Jahrhunderts zu Maschinenteilchen gemacht, zu Nummern, die man beliebig brauchte oder wegwarf.

An einer Kneipe gehe ich vorüber. Im Tabaksqualm drängen sich Männer. Aber sie haben doch eine eigene Wohnung, ein Daheim, haben eine Frau, die sie erwartet, und Kinder! Warum findet man sie hier und nicht in ihrer Wohnung? »Es ist keine Liebe drin!« Oh, wie oft hört man es von denen, die am Schnaps zugrunde gingen!

Die blassen Frauen, die verhärmten Mütter! Sie waren doch einmal fröhliche junge Mädchen, als sie heirateten! Fanden sie kein Glück in ihrer Familie? »Es war keine Liebe drin!« flüstern sie schmerzlich.

Wir lesen täglich von Selbstmördern. Warum sind sie aus der Welt geflohen, aus dieser Welt, die doch so schön sein kann? Es ist, als ob es aus den Gräbern rief: »Es ist keine Liebe drin!«

Du Gotteskind! Die Welt, in der du stehst, braucht dich! Sie braucht nicht deine Redensarten, nicht deine sittlichen Entrüstungen und was du sonst dergleichen billig feil hast. Du Christ! Die Welt von heute braucht von dir — Jesuliebe.

Ein weltanschaulicher Kampf um ein Frühstück

Der Regen strömte. Die Berge des Sauerlandes waren von Wolken und Nebel verhängt.

Doch meine 150 rauhen Burschen, die unverdrossen hinter mir herzogen, sangen: »... Regen, Wind, wir lachen drüber...«

Es war eine wildzusammengewürfelte Schar. Auf den einsamen Höfen verschlossen die Bauern erschrocken die Türen. Sie dachten wohl, jetzt sei wieder einmal eine Revolution ausgebrochen.

Wir lachten. Denn wir waren in einer unendlich friedlichen Stimmung...

Jetzt bin ich mit meiner Geschichte ein wenig festgefahren. Denn wie soll ich mit ein paar Worten erklären, wie es zu dieser wunderlichen »Fahrt« kam? Da müssen wir schon weiter ausholen, und der Leser muß ein wenig Geduld haben:

Es war im Jahre 1931. Das deutsche Volk war aufgespalten in unendlich viele politische und weltanschauliche Parteien, die sich mit fanatischem Haß bekämpften. Und dabei nahm die Not täglich zu. Die Zahl der Erwerbslosen war ins Ungemessene gestiegen.

Da saß eines Tages ein junger Erwerbsloser vor mir. Sein Gesicht drückte hoffnungslose Verzweiflung aus: »Sehen Sie! Wenn ich jetzt in die Ruhr springe, entsteht gar keine Lücke. Jeder ist nur froh, daß ich weg bin. Dann ist mein Vater mich los, der mich jeden Tag einen unnützen Esser nennt. Und der Staat spart die Unterstützung. Wissen Sie, wie das ist, wenn man völlig überflüssig ist?!«

Da begann ich zu überlegen: Es gibt doch noch einen Stand, der keine produktiven Werte schafft und der doch

dieses entsetzliche Gefühl der Wertlosigkeit nicht hat: Das sind die Studenten. Wie wäre es, wenn ich diese Erwerbslosen in Studenten verwandelte?! Das wäre immerhin eine seelische Hilfe! Gewiß, sie ist gering! Aber die Größe der Dunkelheit darf uns nicht hindern, unsere kleine Kerze anzuzünden.

So gründeten wir die »Universität für Erwerbslose«.

Das wurde eine schöne und fröhliche Sache! Bald versammelten sich jeden Morgen fünfhundert strebsame junge Männer in den Räumen des großen Jugendhauses zu ernster Arbeit. Da gab es Gruppen für Englisch, Französisch, Mathematik, Landwirtschaft, Musik, Stenographie, Esperanto, Jiu-Jitsu, Architektur, und was man sich nur denken kann. Die Dozenten waren auch Erwerbslose.

Es war einfach köstlich, zu beobachten, wie die bedrückten Seelen auflebten.

Den Höhepunkt aber bildete in jeder Woche eine »Weltanschauungsstunde«. An der nahmen alle Studenten teil. Welch eine unerhörte Spannung lag über dieser Versammlung! Wir begannen jedesmal damit, daß ich etwa zwanzig Minuten lang das Evangelium verkündete. Dann folgte die Aussprache.

Oh, diese Diskussion! Die Engländer behaupten mit Recht, daß wir Deutschen schlecht diskutieren können. Das ist unsere Stärke und unsere Schwäche: Es fehlt uns die kühle Objektivität. Auch diese jungen Männer waren mit zitternder Erregung an dem Gespräch beteiligt. Da waren junge Kommunisten, SA-Leute in der braunen Uniform, Stahlhelmer und sozialistische Falken, Nihilisten und Christen, Narren und Weise, Fanatiker und Zyniker, Atheisten und Jesus-Jünger, Sektierer und Idealisten.

Oft verwandelte sich der Saal in ein tobendes Schlachtfeld. Und ich mußte wie ein Löwenbändiger dazwischenspringen und den erregten Männern klarmachen, daß sie ja jetzt Studenten seien, daß sie also nicht mit Stuhlbeinen, sondern nur mit den Waffen des Geistes zu kämpfen hätten. Da löste sich oft alles in ein fröhliches Gelächter auf.

In einem aber waren sich fast alle einig: Das Evangelium wurde in den ersten drei Minuten schon vom Tisch gewischt. Nun ja, der Pfarrer mußte wohl so reden! Aber diese überalterte Sache hatte ernsthaft nichts zu bedeuten! Und dann kamen die politischen Ideologien! Die Lehre von Lenin! Die Lehre von Hitler! Die Wirtschaftslehre von Silvio Gesell! Karl Marx! Das wimmelte nur so von Fachausdrücken, großen Ideen, wirtschaftlichen Lösungen! Und ich stand ganz klein und dumm da mit meinem schlichten Evangelium von dem Heiland der Sünder. Was sollte das noch hier bei dieser Schar! Jeder hatte das Rezept zur Welterlösung fertig in der Tasche!

Und so wäre es wohl geblieben, wenn sich nicht die Sache mit den Brötchen ereignet hätte. Und das kam so:

Eines Tages beschlossen wir, einen zweitägigen Ausflug in das Sauerland zu machen. An dem Morgen, als wir losziehen wollten, war das Wetter sehr zweifelhaft. So erschienen nur hundertfünfzig Unentwegte.

Das wurde eine unvergeßliche Fahrt!

Seit ich denken kann, habe ich solch einen Dauerregen nicht erlebt. Aber wir waren nun einmal entschlossen, unseren Plan durchzuführen. So ging's von Hagen nach Letmathe. Die herrliche Dechenhöhle war trocken. Und so waren die seltsamen Tropfsteingebilde dort eigentlich das einzige, was wir an jenem Tage zu sehen bekamen. Alles andere verschwand in Nebel und Wasser.

Schließlich landeten wir singend und pudelnaß in einer Jugendherberge. Jeder Fahrtenbruder weiß ja, wie es nun zugeht. Fröhliches Gewimmel! Kleider wurden am dampfenden Ofen getrocknet. Und nach dem Abendbrot saßen wir gemütlich und leicht müde um den Kamin. Ich wollte eben von einer Reise nach Amerika erzählen, da erschien ein Bäckerlehrling:

»Einen schönen Gruß vom Meister! Und ob einer der Herren morgen früh Brötchen wolle. Er gäbe vier Stück für zehn Pfennig ab.«

Nachdenklich saßen meine Gefährten. Ich konnte auf ih-

ren Stirnen lesen: Ein Groschen! Viel Geld für einen Arbeitslosen! Dafür konnte man drei Zigaretten bekommen: »Eckstein dreeindrittel Pfennig«! Aber so frische, knusprige Brötchen! Gewiß! Aber — es gab ja doch Brot zum Frühstück.

Schließlich entschlossen sich etwa fünfzig Mann, die Brötchen zu bestellen.

So — nun konnte ich erzählen! Es wurde sehr gemütlich. Schließlich konnte ich sogar eine Abendandacht halten. So freundlich war die Stimmung!

Als ich alle im Bett wußte, atmete ich auf. Friedlich schlief nun der Kommunist neben dem Nazi und der zünftige Pfadfinder neben dem Mann, der mit — leider nun völlig zerstörten — Bügelfalten losgezogen war.

Ich ging in mein Zimmer und fiel in einen tiefen Schlaf. Da träumte ich, ich sei in einen Volksaufuhr geraten. Brüllend wälzten sich die Massen durch die Straßen. Ich fuhr auf. Ich war ganz wach!

Es war schon Tag. Ich hatte verschlafen. Aber — was war das? Der Volksaufuhr war offenbar schreckliche Wirklichkeit: Ich hörte tobendes Geschrei, wildes Geraufe . . .

Wie ich war — im Schlafanzug — stürzte ich hinaus und sah die Bescherung: Der süße Friede vom Abend war völlig dahin. Eine Schlacht aller gegen alle war entbrannt.

Mit Mühe brachte ich in Erfahrung, was sich ereignet hatte: Da war am Morgen der Bäckermeister mit den zweihundert Brötchen erschienen. Diese frischen Brötchen hatten lieblich geduftet. Und überhaupt — am Morgen sah die ganze Sache anders aus. Da hatten sich kurz entschlossen die Zigarettenfreunde vom Abend auf die köstliche Ware gestürzt, hatten dem Bäcker die Brötchen aus der Hand gerissen. Und viele, die am Abend bestellt hatten, waren leer ausgegangen. Das ließen die sich natürlich nicht gefallen. Und dann war der Krach da. Und weil man doch schon mal am Raufen war, kamen alle anderen Spannungen gleich mit zum Austrag. Es ging nun »in einem Aufwaschen«.

Meine verschlafene Gestalt, mein wildes Dazwischentreten, meine mir selbst erstaunliche Entschlossenheit (sie kam aus einer großen Verzweiflung!) erregten allmählich Aufsehen, und ich konnte mir endlich Gehör verschaffen. Kategorisch stellte ich die Forderung: »Jetzt werden erst mal alle Brötchen an mich abgeliefert.« Es gab einen kleinen Kampf, stilles Ringen in Jungmännerherzen, freundliche Reden von mir — und dann lag ein Berg von Brötchen vor mir.

Dann die Frage: »Wer will nun eigentlich Brötchen?« Es meldeten sich alle. Ich traf wie ein Feldherr meine Anordnungen: »Jetzt bekommt erst mal jeder eins. Und dann holt mir den Bäcker!«

Der tief erschrockene Meister wurde irgendwo aufgestöbert. Vor versammelter Mannschaft stellte ich ihm die entscheidende Brötchen-Frage: »Sind Sie imstande, uns in einer halben Stunde noch vierhundert Brötchen zu verschaffen?« Er war imstande! Gepriesen sei der wackere Mann!

Ach! Dies friedliche Frühstück! Und dann stellten wir mit Begeisterung fest, daß ein herrlicher Tag inzwischen angebrochen war: Die Vögel sangen, die Sonne schien, die Blumen blühten, die Bäume rauschten. Die Welt war doch schön!

Unter einer alten Linde versammelten wir uns zur Morgenandacht. Das hielten meine rauhen Gefährten sicherlich für einen Spleen ihres Pastors. Aber immerhin gab sich der Mann ja viel Mühe! Und warum also sollte man ihn nicht anhören. Schließlich war man ja kein Unmensch!

Die Braven! Sie ahnten nicht, was ihnen bevorstand.

Ich sprach über das Wort Jesu: »Siehe, ich mache alles neu.«

»Freunde«, sagte ich, »in einer Forderung sind wir alle einig: Die Welt muß anders werden. Ja, sie muß anders werden! Seit einem halben Jahr nun höre ich in jeder ‚Weltanschauungsstunde‘, wie jeder von euch ein fertiges politisches und wirtschaftliches Rezept in der Tasche hat

zur Erlösung der Welt. Oh, ich war oft erstaunt, welch große Ideen ihr da habt. Aber — nun bin ich enttäuscht. Ihr, die ihr meint, die Welt erlösen zu können mit euren Ideologien, könnt nicht mal zweihundert Brötchen im Frieden verteilen! Was soll ich dazu sagen? Es war bei uns heute morgen wie in der Welt im großen: Güter waren genug vorhanden. Bei gutem Willen konnte jeder satt werden. Und was wurde? Krieg und Geschrei! Nehmt es mir nicht übel: Ich glaube an eure Ideologien nicht mehr. Was helfen sie, wenn sie so kläglich versagen im kleinen! . . .«

Schweigend saß das junge Volk. Wirklich, sie waren erschüttert. Keiner wagte, etwas zu sagen. So fuhr ich fort:

»Und warum ist es so gegangen? Weil jeder nur an sich selbst dachte. Euer böses und selbstsüchtiges Herz hat euch einen Streich gespielt und alles verdorben . . .«

Ich sah ihnen an, daß sie mir recht gaben. Immer noch schwiegen sie. »Ihr habt immer getan, als sei die Bibel ein dummes, völlig überholtes Buch. Nun sage ich euch: Die Bibel hat recht! Denn sie sagt: Es wird nur anders, wenn unsere Herzen anders werden, wenn du und ich neu werden, wenn wir befreit werden von unserer furchtbaren Selbstsucht! . . .«

Es war eigentlich ein herrlicher Gottesdienst. Der Sommerwind rauschte in der alten Linde, und der Gesang der Vögel störte uns nicht. Er unterstrich nur die Stille. Das Schönste aber war diese Gemeinde: Junge Männer, denen etwas dämmerte von der Brüchigkeit ihrer Ideologien, die ihnen bisher als die Lösung aller Welträtsel erschienen waren.

»Freunde«, rief ich bewegt, »ihr irrt, wenn ihr die Bibel für ein überholtes Buch haltet! Hier wird uns gezeigt, wie Herzen neu werden. Da finden wir den Mann, von Gott gesandt, der durch Sein Blut und Seinen Geist uns ganz umgestaltet und neu macht — Jesus Christus! . . .«

Die Sonne schien so hell und strahlend. Aber — was war ihr Glanz gegen die Herrlichkeit des Sohnes Gottes, die über diesen armen jungen Männern aufging!

Wie ein starkes Gebet erklang zum Schluß unser Lied:
»Morgenglanz der Ewigkeit, / Licht vom unerschöpften
Lichte, / Schick uns diese Morgenzeit / Deine Strahlen zu
Gesichte, / Und vertreib durch deine Macht / Unsre
Nacht!«

Von da an begann es, daß die »Universität für Erwerbslose«
auf die Botschaft der Bibel hörte.

Es gab auch manchmal etwas zum Lachen

Genau weiß ich das Jahr nicht mehr. Ich glaube, es war
1935. Mit meinem BK (»Bibelkreis für höhere Schüler«)
erlebte ich eine Freizeit im Südosten Deutschlands.

Eines Tages — wir hatten gerade unsere Bibelarbeit be-
endet — kam ein Junge von der nahegelegenen »Baude«
gelaufen: »Der Pfarrer soll mal herüberkommen. Der
Gendarm ist da!«

Mir wurde das Herz schwer. Nun hatten sie uns also doch
in dieser Einsamkeit aufgestöbert.

Während ich zur Baude ging, überschlug ich noch ein-
mal unsere Rechtslage. Ach, »Recht!« Das Recht war
schon längst zum Spott geworden unter dem Motto:
»Recht ist, was dem Volke nützt.« Es waren uns die Lager
nicht gerade verboten. Aber jeder Sport war untersagt.
Wer uns übel wollte, konnte den Anmarsch zu einem
Lager, das Schwimmen und Spielen als Sport ansehen.

In der Baude saß ein dicker, gemütlicher Gendarm. Of-
fensichtlich war ihm sein Auftrag peinlich. »Ich habe hier
die Vorladung vor den Landrat. Sie haben ohne Geneh-
migung der bayerischen Behörden ein Lager errichtet.
Ich sehe schwarz für Sie.«

Wir tranken noch gemütlich einen Kaffee zusammen. Dann ging er. Am nächsten Tag machte ich mich auf zu der kleinen, verschlafenen Kreisstadt in der Nähe der tschechischen Grenze.

Der Landrat ließ mich lange warten. Dann stand ich vor dem Gefürchteten. »Sie haben Ihr Lager sofort aufzulösen. In 24 Stunden sind Sie verschwunden! Verstanden?« Ich versuchte Einwendungen. »Ich habe doch die Genehmigung unserer Behörden . . .«

»Ist mir egal! Also — in 24 Stunden sind Sie fort!«

Nun wurde ich ärgerlich. »Herr Landrat«, sagte ich, »wir haben schon den Omnibus bezahlt, der uns in vierzehn Tagen abholt. Die Jungen haben kein Geld mehr, um nach Hause zu fahren. Ich habe auch keins. Wie denken Sie sich den Heimtransport der achtzig jungen Leute?«

»Das ist nicht meine Sorge! Verschwinden Sie!«

»Gut, Herr Landrat! Ich fahre morgen früh nach Hause. Für mich langt mein Geld noch. Und die achtzig jungen Leute schicke ich Ihnen dann auf das Landratsamt. . .«

»Was fällt Ihnen ein? Was soll ich mit den Kerlen?! Wie alt sind denn die?«

»Zwischen sechzehn und achtzehn Jahren. Stabile Burschen! Sie werden sie ernähren und heimschaffen müssen. Hoffentlich haben Sie genügend Etatmittel.«

»Sind Sie verrückt? Was soll ich hier mit den Jungen?«

»Herr Landrat! Das ist nicht meine Sorge. Aber ich garantiere Ihnen, daß die jungen Burschen Ihnen zu schaffen machen. Die werden hier vor dem Landratsamt sitzen und Lieder singen.«

»Lieder? Was für Lieder?«

»Jesus-Lieder!«

»Auch das noch! So geht das doch nicht!«

»Ich bin zum erstenmal ganz mit Ihnen einig, Herr Landrat! So geht es nicht!«

»Hauen Sie ab! Brechen Sie Ihr Lager noch nicht ab! Morgen bekommen Sie Nachricht. Ich werde höheren Orts anfragen, was zu tun ist.«

Am nächsten Tag — wir hatten gerade die Bibelarbeit beendet — kam der Junge wieder gelaufen: »Herr Pfarrer soll zur Baude kommen. Der Gendarm ist da!«

Ich lief, so schnell ich konnte. Der dicke Gendarm lachte über das ganze Gesicht. »Ich habe Ihnen strikten Befehl zu überbringen: Das Lager bleibt aufgelöst. Aber wir geben Ihnen vierzehn Tage Zeit, um das Lager abzubauen. Wenn jedoch nach vierzehn Tagen noch ein einziger Junge da ist, wird er verhaftet. Und Sie auch.«

Lachend nahm ich das zur Kenntnis. Genau in vierzehn Tagen kam unser Essener Omnibus. Unsere Bibelfreizeit war gerettet.

Das gab ein gemütliches Kaffeetrinken! Und dann ging's ins Lager zurück, wo wir eine Gebetsgemeinschaft abhielten, um unserem Herrn zu danken.

Um so größer aber war der Schrecken, als am nächsten Tag einer meiner Jungen angerannt kam: »Der Gendarm ist wieder da — mit einem Führer der Hitlerjugend.« Und schon kam auch ein Bote, mich in die Baude zu rufen. Sollte die Hitlerjugend neue Schwierigkeiten machen? Ängstlich ging ich hin.

Ja, da saß der Gendarm. Aber er beruhigte mich sofort: »Diesmal komme ich privat.« Er zeigte auf den lamettageschmückten HJ-Führer. »Das ist mein Sohn! Dem haben sie in der Hitlerjugend allen Glauben genommen. Und seitdem klappt es mit ihm nicht mehr. Nun haben Sie mir gestern beim Kaffeetrinken so schön von Jesus erzählt. Sagen Sie das doch bitte dem Jungen auch noch mal. Er kann's brauchen.«

Ich schaute den etwa neunzehnjährigen Führer an: »Wollen Sie?«

Er nickte stumm. Da setzte ich mich zu den beiden und erzählte ihnen von dem Mann von Golgatha, der uns von uns selber erlöst und neue Menschen aus uns schafft. Es wurde eine wundervolle Stunde. Nein, — es wurden viele wundervolle Stunden!

Die Synagoge

Gott hat manchmal seltsame und wunderliche Prediger. Der Arzt Lukas berichtet uns in seinem »Evangelium«, daß ein gehenkter Mörder in seiner Todesstunde vom Kreuz herab eine unerhört eindruckliche Predigt gehalten habe. Und das Alte Testament weiß zu erzählen, daß sogar einmal ein richtiger, vierbeiniger Esel gepredigt habe.

Manche glauben diese Geschichte nicht. Ich glaube sie. Denn ich weiß, daß sich Gott oft wunderliche Prediger seiner Wahrheit erwählt.

Unter diesen ist mir besonders eindrucklich ein großes, totes und ausgebranntes Gebäude. Sooft ich daran vorbeikomme, fängt dies Haus an, mir eine Predigt zu halten. Und ich weiß, daß es eine ganze Nacht lang zu vielen hundert Menschen gepredigt hat.

Dies seltsame, predigende Gebäude steht mitten in einer lauten Großstadt des Ruhrgebietes.

Hier muß einmal eine reiche jüdische Gemeinde gewesen sein, daß sie sich solch eine großartige Synagoge hat bauen können. Es ist ein riesiger Kuppelbau aus grauem Naturstein! Vor vielen Jahren habe ich den Bau einmal von innen angesehen. Die Pracht dort entsprach ganz dem wundervollen Äußeren. Man sah, daß ein großer Künstler dies Haus entworfen und gebaut hatte.

Dann kam jener schreckliche Tag, der für Jahrhunderte ein dunkler Fleck auf der Geschichte unseres Landes sein wird; jener Tag, da das deutsche Volk mit einem Male vergaß, daß es einen Luther, Kant, Bach, Goethe gehabt hat, da es mit einem riesigen Satz aus dem 20. Jahrhundert in das Mittelalter zurücksprang ...

Es raste der Pöbel; die jüdischen Geschäfte wurden geplündert, die Wohnungen der Juden demoliert. Unschuldige getreten, erschlagen und erschossen ...

Ein wüster Haufe drang auch in die herrliche Synagoge und steckte sie in Brand. Was nur brennbar war, wurde ein Raub der Flammen. Aber am Ende stand noch der riesige, nun so kahle Kuppelbau. Die großen Steinquader hatten dem Feuer getrotzt.

Damals fing dies Gebäude an, peinlich zu werden. Es redete noch nicht. Aber in seiner toten Schweigsamkeit begann es, die Menschen zu beunruhigen. Die Lautsprecher dröhnten von dem »deutschen Kulturwillen« — und da stand dies Haus! Über dem Portal konnte jeder es noch lesen: »Mein Haus soll ein Bethaus sein vor allen Völkern!« Da stand es mit seinen rauchgeschwärzten Mauern, seinen leeren Fensteröffnungen ... während die Lautsprecher verkündeten, wie nun deutsche Heere nach Rußland eingerückt seien, um die »deutsche Kultur« vorzutragen ... Man sprach immer wieder davon, dies Haus müsse abgerissen werden. Aber — es kam nicht dazu. Es war, als habe man den Mut verloren, noch einmal die Hand an dies stumme, riesige Gebäude zu legen.

Und die Synagoge schwieg — schwieg — als warte sie auf den Tag, da sie würde reden können.

Und der kam!

Dieser Tag fing in der Großstadt an wie alle anderen. Die Kaufleute gingen in ihre Geschäfte, die Hausfrauen hatten Wäsche oder standen in Schlangen vor den Läden, in denen die Waren schon knapp wurden; die Bergleute fuhren in die Tiefe, und andere kamen herauf ... Es war wie immer. So verging der Tag. Es kam der Abend. Dunkel lagen die Straßen. Alle Häuser waren verdunkelt, alle Lichter gelöscht. Es war ja Krieg, und schon war manche Bombe über der Stadt gefallen.

Um 21 Uhr tönnten die Sirenen. Die Menschen liefen in die Keller ...

Und dann kam der Schrecken!

Der erste große Angriff mit »Bombenteppich« und »Flächenbränden«. Die Menschen in den Kellern spürten die furchtbare Hitze. Sie stürzten hinaus. Nein! Viele kamen

nicht mehr ins Freie. Sie fanden die Zugänge verschüttet und verbrannten bei lebendigem Leibe ...

Aber die herauskamen, entsetzten sich. Rings um die Synagoge waren enge, dicht besiedelte Straßen. Und nun stand alles in Flammen. Wohin man sich auch wandte, — Feuer! Feuer! Dieser furchtbare Brand schaffte sich selbst den Sturm, der das Feuer brausend weitertrug.

Die Menschen hüllten sich in nasse Tücher und machten sich auf, irgendwo Schutz zu suchen. Aber sie fanden die Straßenausgänge mit Trümmern versperrt. Der Rauch nahm ihnen den Atem. Da sank manch einer um und wurde von stürzenden Mauern erschlagen, vom Rauch erstickt, vom Feuer verschlungen.

Die sich durchschlugen, suchten mit vor Angst irren Augen nach einem Ort, der Schutz böte vor dem Feuer. Sie fanden nur einen: die riesige, kahle, längst ausgebrannte Synagoge. Hunderte haben in jener schrecklichen Nacht dort Rettung gefunden.

Da saßen sie, eng gedrängt und zitternd auf dem nackten Boden, während draußen der schauerliche Tod umging. Da saßen sie und konnten nicht weglaufen, als nun die Synagoge anfang zu predigen.

Es war eine schreckliche Predigt. Sie bestand nur aus einem einzigen Satz: »Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.«

Da war manch einer, der hatte an jenem Frühlingstag mitgemacht, als man das Feuer an diese Synagoge legte. Und die anderen hatten neugierig zugesehen, hatten vielleicht gelacht. Sicher hatten sie geschwiegen. Aber — wer hatte an Gott gedacht, an Gott, der nicht schweigt?!

Damals hatte das Feuer dies eine Gebäude verzehrt. Nun ging die Stadt im Feuer unter ... Und ausgerechnet dies Gebäude war nun Zuflucht!

Die Synagoge predigte. Und selbst der Verstockteste hat in jener Nacht des Grauens die Predigt gehört: »Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten ...«

Die Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Unter den

Flüchtlingen war einer, dem hielt die Synagoge eine besondere Predigt.

Er war ein einfacher Mann, der einen kümmerlichen Lohn auf einer Kohlenzeche verdiente. Aber er gehörte zu den Leuten, von denen der Herr Jesus sagt, daß sie »reich sind in Gott«.

Dieser Mann saß unter dem bestürzten Volk und war weder sehr verwundert noch unruhig. Verwundert war er nicht, weil er aus dem Wort Gottes längst wußte, daß dies Volk schrecklichen Gerichten entgegengehen mußte. Und unruhig war er nicht, weil er Frieden mit Gott hatte.

So saß er nun in einer Ecke, nachdem er vielen Leuten zu- rechtgeholfen hatte. Er war müde. Aber schlafen konnte man ja nicht.

Und da fing die Synagoge an, ihm ihre besondere Predigt zu halten. Sie fragte: »Weißt du auch, warum ihr hier geborgen seid vor dem Feuer?«

Und er antwortete: »Ja, weil hier das Feuer schon einmal getobt und alles, was brennbar war, verzehrt hat.«

»Weißt du auch«, fragte die Synagoge, »daß es noch ein anderes und schrecklicheres Feuer gibt als das, vor dem ihr euch hier geborgen habt?«

»Das weiß ich wohl«, sagte der Mann, »das ist das schreckliche Feuer des Gerichtes und Zornes Gottes, das einmal entbrennen wird über alles ungöttliche und unheilige Wesen der Menschen.«

»Da weißt du ja schon viel!« sagte die Synagoge. »Aber meinst du, daß du dann auch eine Zuflucht finden wirst, wenn dies Feuer entbrennt? Meinst du, daß dann auch solch eine Stelle da sein wird, die Zuflucht bieten kann, weil das Feuer schon darüber ging?«

Nun lächelte der Mann inmitten des erschrockenen und betrübten Volkes und sagte: »Oh, ich weiß, wo du hinauswillst. Ja, es gibt einen einzigen Ort, über den das Feuer des Zornes Gottes schon ging, und der darum Zuflucht bietet: Das ist das Kreuz Jesu auf Golgatha.«

»Du hast recht!« sagte die Synagoge. »Sieh mich nur an!

Wie sicher seid ihr in meinem Schoße, weil ich früher das Feuer erlitten habe. Und so ist man sicher unter dem Kreuze Jesu. Wie hat dort das Feuer gebrannt, als Jesus rief: ‚Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?‘ — Jetzt ist man in alle Ewigkeit dort sicher vor dem Gericht Gottes.«

Da freute sich der einfache Mann, daß er um diese ewige Zuflucht wußte. Dann legte er sich, so gut es bei dem Gedränge eben möglich war, zurecht und schief nun doch ein — er ruhte friedlich und getröstet wie ein Kind am Herzen der Mutter.

Er hatte es an den Nerven

Es war einmal ein Mann ...

Halt, so darf ich nicht anfangen! Denn der Herr Schwarz, von dem ich erzählen will, lebt ja noch.

Also: Ich kenne einen Mann ...

Nein, — halt! Jetzt ist's wieder verkehrt. Denn der Herr Schwarz, wie ich ihn heute kenne, ist ein ganz anderer Mann als damals, da diese Geschichte passierte.

Also fange ich nun doch an: Es war einmal ein Mann, der hieß ... ach, das geht ja niemand etwas an! Nennen wir ihn Schwarz. In Wirklichkeit hat er einen viel schöneren Namen.

Dieser Herr Schwarz »hatte es an den Nerven«. Das wußten alle. Und wer es nicht wußte, der brauchte ihn nur anzusehen. Wo der Herr Schwarz hinkam, da wurde die Milch drei Meilen im Umkreis sauer. So war der!

Oft geschah es, daß sich Müllers — die wohnten im Stockwerk über Schwarzens — bedeutsam ansahen. Durch den

Fußboden hörte man deutlich, wie Herr Schwarz tobte. Dann schüttelte Herr Müller den Kopf und sagte: »Nein! So was!« Und Frau Müller sagte: »Er hat's eben an den Nerven.« Und die große Tochter meinte: »Mir tut die arme Frau leid!«

Ach ja, die Frau Schwarz konnte einem schon leid tun. Aber die hatte gute Nerven und ein stilles Herz. Und wenn sie jemand darauf ansprach, dann sagte sie nur: »Sie wissen doch, er hat es an den Nerven.«

Ja, die Nerven von Herrn Schwarz, die wurden der ganzen Gegend zur Last.

Da waren zum Beispiel zwei Jungen in der Nachbarschaft. Die spielten in einem christlichen Posaunenchor. Da muß man ja ab und zu üben, sonst gibt's falsche Töne. Aber dazu kamen die Jungen nicht. Denn kaum hatten sie die Posaunen angesetzt, da erschien Herr Schwarz und schrie: »Ihr wißt doch, daß ich's an den Nerven habe! Ich verbitte mir diese Rücksichtslosigkeit!«

Da hörten die Jungen erschrocken auf. Und der ganze Posaunenchor kam immer mehr herunter. Alles wegen der Nerven von Herrn Schwarz.

Und auf dem Büro gar, wo Herr Schwarz arbeitete! Da kam man aus der dicken Luft gar nicht mehr heraus. Immer gab's Krach, weil Herr Schwarz es doch an den Nerven hatte.

Am allerärmsten aber war der Herr Schwarz selbst. Wenn einmal die Sonne schien und die Vögel sangen und ein Mailüftchen wehte, daß allen Leuten vor Vergnügen fast die Haut zu eng wurde, so geschah es wohl, daß Herr Schwarz auch lächeln wollte. Aber dann fiel ihm ein, daß er's ja an den Nerven hatte. Und dann knurrte er seine Frau an, sie solle das Fenster zumachen. Man hole sich ja eine Schwindsucht bei dem Durchzug.

Eines Tages bekam ich es auch mit Herrn Schwarz zu tun. Er hatte nämlich einen Sohn. Der kam treu in unseren Jugendkreis, lernte dort den Herrn Jesus als seinen Erlöser kennen und schenkte ihm sein Herz und Leben.

Das war nun in der damaligen Zeit gar nicht so einfach, weil der Adolf Hitler regierte. Und der wollte Herz und Leben der Jugend für sich haben. Und der Herr Schwarz hielt das für ganz richtig. Also hatte er einen Grund, den Weg seines Sohnes sehr zu mißbilligen. Und wenn Herr Schwarz etwas mißbilligte, dann tat er das außerordentlich gründlich.

So hatte der Junge schwere Tage.

Schließlich wurde es so schlimm mit Herrn Schwarzens Nerven, daß er einen Arzt aufsuchen mußte. Der behorchte den armen Mann von vorn und hinten, schüttelte den Kopf und sagte schließlich: »Es sind die Nerven, Herr Schwarz. Sie müssen eine Erholung haben.«

Und so landete Herr Schwarz in einem Sanatorium.

Eines Tages steht der Sohn vor mir: »Herr Pastor! Jetzt müssen Sie recht für mich beten.« Er sieht ganz kläglich ins Wetter.

»Warum denn, mein Junge?«

»Ach, mein Vater hat morgen Geburtstag. Und da hat meine Mutter gewollt, daß ich ins Sanatorium zu ihm reise und ihn besuche.«

»Ist das so schlimm?«

»Ja! Mein Vater versteht mich einfach nicht. Er wird die ganze Zeit nur mit mir zanken. Ich möchte, die Reise wäre schon vorüber!«

»Sprich nicht so böse! ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘, heißt Gottes Gebot! Sei du nur recht lieb zu deinem Vater!«

Aber der Junge tut mir leid. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken. Ich kenne zur Genüge Herrn Schwarzens »Nerven«.

Der Junge reist schweren Herzens los. Bänglich wandert er durch den Park zum großen Eingangsportal des Sanatoriums.

In der Halle trifft er seinen Vater. Strahlend kommt der auf ihn zu: »Mein lieber Junge! Wie schön, daß du mich besuchst!«

Der Junge staunt. So etwas ist er nicht gewöhnt. Er weiß nicht, was er von dieser Herzlichkeit denken soll.

Der Vater legt ihm den Arm um die Schulter: »Willst du etwas essen? Nein? Dann sei so gut und geh mit mir in den Park. Ich muß dir etwas Wichtiges erzählen. Das braucht niemand zu hören.«

Bald sitzen sie unter einem Baum im Gras. Jetzt wird der Vater ganz feierlich: »Mein lieber Junge!« sagt er. »Es ist für einen Vater nicht leicht, das auszusprechen, was ich jetzt sagen muß. Aber es muß gesagt werden: Du bist auf dem richtigen Weg. Und ich war auf dem verkehrten Weg. Darum muß ich dich um Verzeihung bitten.« Die Tränen glänzen in seinen Augen, als er dem Sohn die Hand hinstreckt: »Kannst du mir vergeben?«

Der springt auf: »Vater!«

Ich habe zwei Berichte über den Vorgang unter dem Baum bekommen: in einem Brief des Herrn Schwarz und in einem mündlichen Bericht des Sohnes. Aber in jedem der beiden Berichte war hier eine Lücke.

Lassen wir also die beiden einen Augenblick allein in ihrer Erschütterung. Inzwischen besinnen wir uns auf etwas Seltsames. Das, was da in einem modernen Nervensanatorium geschah, ist schon in der Bibel verheißen: »Ich will die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern . . .«

Immer noch sitzt Herr Schwarz mit seinem Sohn unter der alten Buche im Park. Er hat ja so viel zu erzählen:

»Als ich hierher kam, wurde ich schon am ersten Morgen dem berühmten Nervenarzt, der die Sache hier leitet, vorgestellt. Der untersuchte mich gründlich, gab dann einige Anweisungen für die Kur. Dann konnte ich gehen. Aber als ich an der Tür war, sagte er noch: ‚Übrigens, Herr Schwarz, das Schlimmste ist, daß Sie keinen Frieden mit Gott haben. Danach sollten Sie sich umsehen!‘

Ich glaube, der Arzt hatte keine Ahnung, was für einen Sturm er mit diesen Worten in meinem Herzen hervorrief. Ja, euer Pastor hat dasselbe zu mir gesagt. Aber von dem habe ich immer gemeint, daß er nur die notwendige

Volksaufklärung aufhalten will, damit seine Kirche ihre Macht nicht verliert. Doch nun sagte der berühmte Nervenarzt genau dasselbe.—

Sieh, mein Junge, in diesem Augenblick wußte ich: Ich liege schief. Mein Leben ist verkehrt! Ich bin dann zu der Schwester gegangen und habe sie gefragt: Schwester, wie finde ich Frieden mit Gott? — Die war natürlich sehr erstaunt und brachte mir dann ein Neues Testament. Das habe ich in diesen Tagen heißhungrig gelesen und — dabei habe ich meine Hände gefaltet und zu Gott geschrien: Laß mich den rechten Weg finden! ... Jetzt habe ich ihn gefunden ...

Ach, weißt du, das, was ich ‚meine Nerven‘ genannt habe, war zu 90 Prozent mein verkehrtes Herz. Na ja, 10 Prozent mögen immerhin die Nerven sein. Und da müßt ihr Geduld mit mir haben. Aber — jetzt wird alles anders!«

Das wurde ein schönes Geburtstagsfest!

Es kam ein anderer Mann aus dem Sanatorium zurück. Gewiß, Herr Schwarz ist nicht der Stärkste. Aber er ist heute die Freundlichkeit selbst.

Als ich kürzlich mit ihm über die Straße ging, da sprangen ihm die Kinder entgegen und hingen sich an seine Hand. Und wenn die Jungen Posaunen blasen, dann nickt er ihnen zu und sagt: »Das ist schön, daß ihr dem Herrn Jesus mit Posaunen die Ehre gebt.« Und seine Frau erst! Die hat das Lachen wieder gelernt. Und der Herr Müller meint, wenn er's mal an den Nerven hätte, dann wolle er auch zu dem berühmten Arzt gehen. Aber der Herr Schwarz wird nicht müde, ihm zu erklären: »Nicht der Doktor hat mein Herz fröhlich gemacht, sondern der Herr Jesus Christus.«

Vielleicht begreift der Herr Müller das auch noch eines Tages. Bis heute schüttelt er nur den Kopf und sagt: »Nein! So was!«

Im Fextal

Langsam wanderten wir mit unseren Freunden durch das Fextal zurück.

Ich wollte mich jetzt losreißen von den trüben Gesprächen. Ach, wie unbeschreiblich herrlich ist doch die Welt! Tief zog ich die Luft ein, die wundervoll reine Luft dort droben im Engadin in 2000 Meter Höhe, wo das Auge die Schönheit kaum fassen kann. Die grünen, weiten Matten, die weißen Gletscher, die in den blauen Himmel ragen.

Mein Freund stimmte eins seiner netten Schweizer-Lieder an: »Schwitzerländli isch gar chli . . .«

Aber er hörte mittendrin auf. Und dann gingen wir weiter. Es lag ein Druck auf uns allen. Denn es war ja Juli 1939. Die Schatten des drohenden Krieges lagen düster über uns. In ein paar Tagen mußten wir zurückreisen in das Ruhrgebiet. Was würde das für ein Trümmerfeld werden, wenn der Krieg losging!

Und das war's ja nicht allein. Wir kamen aus quälender Verfolgung. Was würde aus der evangelischen Jugendarbeit, was aus meiner Familie und mir selbst werden, wenn Hitler bei Kriegsbeginn jede Rücksicht auf die Wirkung im Ausland aufgab und zum schwersten Schlag gegen die Christen ausholte!

So waren wir in schweren Gedanken an den Rand des Tales gekommen, von wo aus der Weg hinuntergeht zu den blaugrünen Seen des Engadin.

Ein kleines, schneeweißes Kirchlein steht dort am Rand. Beim Vorübergehen hörten wir die Töne einer Geige herausklingen.

Wir blieben stehen. Mein Schweizer Freund ging auf die Tür zu. Sie war offen. Leise traten wir ein. Hell fiel das Sonnenlicht in den schmucklosen Raum, in dem die Bergbauern sich am Sonntag zum Gottesdienst versammeln.

Vorn stand ein Harmonium. Daran saß eine Frau. Neben ihr sahen wir die Geigerin stehen, ein junges Mädchen. Einen Augenblick setzte sie die Geige ab und beobachtete uns. Aber als wir uns ganz still in den letzten Bänken niederließen, spielten die beiden weiter.

Offenbar waren es Kurgäste aus einem nahen Sanatorium. Die ruhigen Klänge taten unseren erregten Herzen wohl. Nun spielten sie einen einfachen Choral. Mein Freund versuchte, ob es die beiden wohl stören würde, wenn er mitsänge. Aber die Geigerin lächelte nur freundlich herüber. Da sang er fröhlich mit. Und wir anderen fielen nacheinander ein.

Bald ging die Tür auf. Ein paar Kurgäste kamen still herein und setzten sich in die Bank vor uns. Sie entdeckten, daß auf den Bänken Gesangbücher lagen. Mein Freund half ihnen, das Lied aufzuschlagen. Und bald sangen auch sie mit.

Wieder ging die Tür auf. Ein paar Bauern kamen herein mit ihren Frauen. Schnell hatten sie aufgeschlagen, und ihre kräftigen Stimmen verstärkten unseren Chor.

Immer wieder ging die Tür. Immer wieder kamen Leute herein. Wir wurden richtig eine kleine Gemeinde.

Ein Lied nach dem anderen wurde aufgeschlagen und gesungen. Bis die Geigerin ihr Instrument sinken ließ.

»Noch eins!« bat jemand. Und dann sangen wir — ich weiß nicht, wer ihn vorgeschlagen hatte, denn er kam wie von Gott selbst zu uns — den gewaltigen Vers: »Du wirst dein herrlich Werk vollenden, / Der du der Welten Heil und Richter bist; / Du wirst der Menschheit Jammer wenden, / So dunkel jetzt dein Weg, o Heilger, ist. / Drum hört der Glaub' nie auf, zu dir zu flehn. / Du tust doch über Bitten und Verstehn.«

Und bei diesem Lied geschah es, daß Stück für Stück die Last von unseren Herzen abfiel.

Fröhlich traten wir hinaus in die strahlende Sommerwelt ...

In dunklen, grauenvollen Bombennächten — im düsteren

Gefängnis — in lohenden Bränden und im Zerschellen einer Welt aber erquickte mich der Glanz dieses Tages. Nicht der Glanz und die Herrlichkeit der Berge und Matten. Sondern — das Lied ging mit:

»Du wirst dein herrlich Werk vollenden ...!«

In Dunkelheit und Grauen sangen wir es:

»Du tust doch über Bitten und Verstehn.«

Debora im Luftschutzkeller

Offen gestanden — ich habe immer ein wenig Angst vor der alten »Mutter B.« gehabt. Denn sie hatte die Pfarrer im Verdacht, daß es ihnen an dem rechten Eifer für das Reich Gottes fehle. Sie wird wohl in einem langen Leben ihre Erfahrungen gesammelt haben.

Und weil sie nicht zu den Leuten gehörte, die hinter dem Rücken kritisieren, so besuchte sie mich ab und zu und sagte mir ihre Meinung oder gab mir Aufträge. Das war nicht immer ganz leicht zu ertragen. Aber oft mußte ich ihr auch recht geben. Und wenn sie dann zum Schluß des Gesprächs mit einem betete, dann war alles gut. Ihre Gebete waren gewaltig: Da spürte man das Erschrecken vor Gottes Majestät. Da brach eine brennende Liebe zum Herrn Jesus und zu den Menschenkindern heraus. Da wurde man erschüttert durch das Eifern um das Reich und die Ehre Gottes.

So ähnlich stelle ich mir Debora, das Weib Lapidoths, vor, die als Richterin in Israel die Kanaaniter schlug. Die Kenner der Bibel wissen, daß man im 4. Kapitel des Richterbuches von ihr lesen kann. Und ich kam mir neben der Mutter B. immer wie der Barak vor, von dem dasselbe Kapitel

berichtet, daß er nicht ganz mitkam neben dem gewaltigen Glauben der Debora.

Der furchtbare Bombenkrieg brach über unsere Stadt Essen herein. Immer häufiger wiederholten sich die Schreckensnächte, in denen verzweifelte Menschen durch die Straßen irrten und nicht wußten, wo sie sich vor dem Feuer bergen sollten.

Hunderttausende flohen aufs Land. Als man der Mutter B. nahelegte, sie solle sich doch auch evakuieren lassen, tat sie das kurz ab: »Ich habe hier meine Aufgabe.«

In der Tat, die hatte sie! Wie viele mögen sich an dieser glaubensstarken Frau damals aufgerichtet haben!

Eines Nachts saß sie wieder im Keller mit den anderen Hausbewohnern. Das waren gottlose Leute, die über die alte Frau nur lächelten.

Dann kam der Angriff. Wer je solch eine Stunde miterlebt hat, weiß, welch eine Qual das für die Nerven ist: das Heulen der Sprengbomben, das teuflische Zischen der Brandbomben, das zerreißende Krachen der Explosionen. Da wird eine Minute zur Ewigkeit. Und solch ein Angriff dauerte oft fünfzig Minuten!

Die Leute im Keller schrien. Sie klammerten sich aneinander. Jeden Augenblick konnte man verschüttet oder zerrissen werden.

Da rief auf einmal eine Frau: »Mutter B.! Beten Sie doch!« Mutter B., die bisher gelassen und ruhig dagesessen hatte, fuhr auf: »Wie könnte ich jetzt mit euch den Gott anrufen, den ihr bisher verachtet habt?«

»Mutter B., beten Sie!« schrie die Frau.

»Ich will es tun«, sagte Mutter B., »wenn ihr von jetzt an den Herrn suchen wollt!«

»Ja, das wollen wir!« rief es aus allen Ecken des Kellers, in dem das Entsetzen nun völlig Platz gegriffen hatte. Das Licht war längst ausgegangen. Der Keller bebte wie ein Schiff im Sturm. Die Bomben krachten, heulten, zischten. Kalkstaub erfüllte die Luft. Man saß wirklich im Rachen des Todes.

»Ja, wir wollen Gott suchen!« riefen die Leute. »Wir werden am nächsten Sonntag mit Ihnen zur Kirche gehen!«

Und dann betete diese arme, alte, schwache Frau, die im Glauben stark war und der ihr Gott Ruhe und Gelassenheit gab, laut und tröstlich. Sie stellte diesen Keller mit all seinen verlorenen Insassen in die Hand ihres Herrn. Sie dankte Ihm für Seine Gegenwart und rief Ihn mit starker Stimme um Hilfe, Kraft und Trost an.

Über solchem Gebet des Glaubens wurde es still. Die Leute erlebten etwas von dem Frieden, »der höher ist als alle Vernunft«.

Dann war endlich der schauerliche Angriff vorüber. Still gingen alle in ihre Wohnungen ...

Und nun kam der Sonntagmorgen. Mutter B. ging von Tür zu Tür und lud ein zum Gottesdienst: »Ihr habt mir versprochen, den Herrn zu suchen. Jetzt kommt mit mir, Sein Wort zu hören!«

Doch sie mußte schließlich ganz allein gehen. In der einen Wohnung schlug man ihr vor der Nase die Türe zu. In einer anderen stammelte man verlegene Entschuldigungen. In einer dritten jagte man sie mit einem Fluch weg, und in der vierten lachte man sie einfach aus ...

Es war vierzehn Tage später: Wieder eine Schreckensnacht über Essen! Wieder saßen die Leute im Keller. Wieder war das Licht verlöscht. Wieder heulten, krachten und zischten die Bomben über einer sterbenden Stadt.

Die Leute im Keller von Mutter B. wollten diesmal stark sein. Sie hatten sich ein wenig geschämt, daß sie so »die Nerven verloren« hatten. Aber als eine halbe Stunde vergangen war und der Schrecken sich nur immer mehr steigerte, da war es mit ihrer Stärke vorbei. Und dann fiel ihnen wohl ein, wie ihre Herzen über dem starken Gebet der alten Frau ruhig geworden waren.

Die Mutter B. war ja wieder unter ihnen. Ja, gelassen und still versunken saß sie in einer Ecke.

Und dann schlug eine schwere Bombe ganz in der Nähe ein. Man hörte sie heranheulen ... eine Schrecksekunde

... dann ein ohrenbetäubendes Krachen, Bersten ... Kalkstaub ... man meinte, man müsse ersticken ...

Da schrie ein Mann entsetzt: »Frau B.! Beten Sie doch!«
Und alle fielen ein: »Mutter B.! Beten Sie!«

Einen kurzen Augenblick war es still. Man hörte nur das Getöse des Angriffs. Dann kam die Stimme der Mutter B. durch die Dunkelheit — und man wußte nicht, ob sie hart oder traurig klang: »Mit euch kann ich nicht mehr beten. Ihr verachtet ja meinen Gott!«

Und sie überließ die Leute ihrem Entsetzen ...

Debora im Luftschutzkeller!

Mutter B. wurde später schwer krebskrank. Lange lag sie im Krankenhaus. Dann schickte man die alte Witwe als einen hoffnungslosen Fall nach Hause.

Bald nachher trafen wir sie auf der Straße. Sie war — wie so oft — auf Wegen der Liebe. Sie konnte es nicht lassen, den Menschenkindern, an denen sie eine Aufgabe hatte, nachzugehen.

Wir waren entsetzt: »Mutter B.! Sie sind doch krank! Wie können Sie so herumlaufen! Was macht denn der Krebs?«

Da winkte sie etwas ärgerlich mit der Hand und sagte dann gelassen: »Was geht mich mein Krebs an?«

So blieb sie stark und gewaltig, bis ihr Herr sie heimrief. Wir aber trauerten um eine »Mutter in Israel«.

Geistlich arm

Das Frühstück war zu Ende. In rasender Eile hatte ich meinen Becher gespült, war in die enge Zelle zurückgesaust und stand in strammer Haltung neben der Tür. Dabei mußte ich leise lächeln: Warum hatte man eigentlich im

Gefängnis bei allem so eine blödsinnige Eile, wo man doch so unendlich viel Zeit hatte?

Der Wachtmeister schaute herein: »Alles klar?«

»Jawohl, Herr Wachtmeister!«

Die Tür knallte zu, die eisernen Riegel knirschten. Ich war allein!

Nun hatte ich bis Mittag Ruhe.

Ich rückte meinen Hocker unter das schmale, hochgelegene Fenster und schlug meine Bibel auf.

O diese wundervolle Stille! Ganz allein und ungestört mit dem Worte Gottes! Ich schlug den Epheser-Brief auf. Wie oft hatte ich den schon gelesen! Aber — wie ganz anders sprach er jetzt zu mir! Das lag sicher daran, daß Paulus diesen Brief auch im Gefängnis geschrieben hat. Es gibt Gemälde, die kann man nur recht sehen, wenn man an einer ganz bestimmten Stelle steht, von der her das Licht richtig einfällt. So ist es wohl auch mit diesem Brief. Die Stelle, von wo aus man ihn am besten versteht, ist — das Gefängnis.

Ich las — und all das, was mich bedrückte, wurde klein und gering. Was bedeutete die Bedrohung der Kirche und meines Lebens in diesem Nazireich gegenüber der Botschaft schon in den ersten Worten: »Gott hat uns erwählt, ehe der Welt Grund gelegt war!«

Stille um mich und Stille in mir. Aber — auf einmal gab es einen Rumor in meinem Herzen. Nämlich als ich beim Lesen an die Stelle kam, wo Paulus schreibt: »Ich bin ein Bote des Evangeliums *in der Kette*.«

Dies Wörtlein rührte an meine tiefste Not. Draußen war meine wichtige und große Jugendarbeit. Was wurde daraus, wenn ich nun wochenlang festgehalten wurde?! Daß ich ein »Bote des Evangeliums« sein durfte — das hatte mein Leben ausgemacht. Und das war mir das schwerste, daß ich von dieser Tätigkeit nun ausgeschlossen war.

Konnte man denn auch in der Zelle ein Bote des Evangeliums sein? Schließlich kam mir der Gedanke, daß ich ja meinen Wachleuten das Evangelium schuldig war.

Aber — wie sollte ich es ihnen sagen? Die ließen sich bestimmt in kein Gespräch mit mir ein. Wie sollte ich da »ein Bote des Evangeliums in der Kette« sein?!

Ich überlegte und gelangte zu dem Schluß: Wenn ich jetzt ganz geduldig und ganz still und ganz fröhlich bin, dann müssen die Wärter doch etwas davon merken, daß ich einen anderen Geist habe als die übrigen Gefangenen; dann werden sie mich vielleicht fragen, warum ich so anders sei ...

Ich beschloß also, jetzt ein vorbildlicher Gefangener zu werden, der seinem Herrn Jesus Ehre macht »in Wort und Werk und allem Wesen«.

In meine Überlegungen hinein krachten draußen Schritte — meine Tür flog auf — ein Beamter der Staatspolizei stand darin und sagte: »Ihre Frau ist gekommen. Es ist genehmigt, daß sie Ihnen Obst bringt. Den Korb Ihrer Frau dürfen Sie nicht bekommen. Nehmen Sie Ihre Waschsüssel mit!«

Aufgeregt sprang ich zu der Waschsüssel. In der Eile griff ich ungeschickt zu — sie rutschte mir aus der Hand — fiel zu Boden — Emaille sprang ab ...

»Mann«, brüllte der Beamte, »wie gehen Sie mit dem Staatseigentum um!«

Mich packte der Zorn: »Lassen Sie mich doch nach Hause, dann brauche ich Ihre blöden Pötte nicht zu demolieren!« Jetzt wurde der Mann wild: »Wie? Sie wollen frech werden? Nun bekommen Sie das Obst gar nicht!«

Die Tür flog zu, die Riegel knirschten. Ich war allein ...

»... Bote des Evangeliums in der Kette ...« Mir war das Herz schwer, wenn ich daran dachte, wie meine liebe Frau nun traurig nach Hause ging. Aber viel, viel schlimmer war's, daß ich so gründlich versagt hatte. Der Mann hatte bestimmt nichts gemerkt davon, daß ich dem Herrn Jesus gehörte. Der hatte nichts gespürt von einem »anderen« Geist ...

Mittag. »Heraustreten zum Essenempfang!« brüllten die Wärter und schlossen die Türen auf. Als ich heraustrat,

spottete einer: »Machen Sie schneller — aber werfen Sie nicht den staatseigenen Eßnapf auf den Boden!«

Ich schwieg still. Aber der blutjunge Beamte ließ mir keine Ruhe. Mit immer neuen Bemerkungen verspottete er mich vor den grinsenden Mitgefangenen.

Da packte mich der Zorn. Sagen durfte ich nichts. Aber — nun machte ich absichtlich ganz langsam, bis auch er in Weißglut geriet. Es wurde ein neckisches Spiel — vorsichtig und gemein . . .

Bis ich wieder in der Zelle saß, ein »Bote des Evangeliums in der Kette«. Ich hätte heulen mögen. Sollte es denn wirklich nicht gelingen, freundlich, still und geduldig zu sein? Nein! Es gelang auch weiterhin schlechter als je zuvor. Es war, als wenn der Teufel los wäre. Jede Begegnung mit den Beamten brachte einen Zusammenstoß. Selbst freundlich gesinnte Beamte wurden merklich kühler . . .

Verzweifelt saß ich in langen Stunden in meiner Zelle. Und was ich theoretisch längst wußte, lernte ich damals praktisch in abgründiger Not: Der Heidelberger Katechismus hat recht; ja, er hat recht, wenn er sagt: »Wir sind aber dermaßen verderbt, daß wir ganz und gar untüchtig sind zu einigem Guten und geneigt zu allem Bösen.« Und der schreckliche Satz der Frage 5 klang mir in den Ohren: »Ich bin von Natur geneigt, Gott und meinen Nächsten zu hassen.«

Aber dann kam die Befreiung! Niemals in meinem Leben werde ich jenen Sonntagmorgen vergessen. Von einer nahen Kirche hörte ich die Glocken läuten. Weinend hatte ich dem Geläut gelauscht in meiner trostlosen Zelle. Ich war fertig, fertig mit den Nerven. Hunger und Elend hatten mich zermürbt. Aber mehr noch war ich am Ende mit allem Selbstvertrauen und aller Selbstgerechtigkeit. Als ich mein Frühstück abholte, hatte der Wärter einige freundliche Worte gesagt. Aber ich hatte dumpf geschwiegen. Was sollten mir noch Menschen?! Gott hatte Seinen Knecht verlassen . . .

Da ging noch einmal die Tür auf. Der Wachtmeister kam

herein und brachte ein dickes Buch: »Das hat Ihre Frau gebracht. Es ist genehmigt worden, daß Sie das Buch in der Zelle haben. Der alte Schmöker wird ja wohl nicht staatsgefährlich sein!«

O meine liebe Frau! Ich kannte den Band sofort. Es waren die Predigten des württembergischen Pfarrers Hofacker. Meine Frau wußte, was mir diese Predigten bedeuteten.

Ich setzte mich auf meinen Hocker und fing an zu lesen — irgendwo, wo sich der Band gerade öffnete. Es war die Predigt vom 3. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest.

Und dann — dann erkannte ich, daß nicht meine Frau, sondern mein himmlischer Vater den Band geschickt hatte. Da stand:

»Der Heiland beginnt die Bergpredigt mit den Worten: ‚Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.‘ Was versteht Er aber unter solchen geistlich armen Leuten? Arm ist derjenige, welcher das nicht besitzt, was er zu seinem Unterhalt haben und besitzen sollte. Und geistlich arm ist der, welcher mit Demut und Beugung fühlt und erkennt, daß ihm das fehlt, was zum geistlichen, göttlichen Leben dient, was er sich aber von dem großen Gott erbitten darf und soll . . .«

Ich mußte aufspringen. Mein Herz klopfte wild. Wie konnte denn der Hofacker, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts gelebt hat, so genau meine Lage kennen?

Ach nein! Nicht Hofacker — der Herr Jesus kannte mein Herz. So las ich weiter:

»Solche geistlich-armen Leute stellt der Heiland bei seinen Seligpreisungen oben an und macht damit die geistliche Armut zur Pforte, durch die man in das Himmelreich eindringen kann . . .«

Als ich die Predigt gelesen hatte, sang ich fröhlich in meiner Zelle: »Mir ist Erbarmung widerfahren / Erbarmung, deren ich nicht wert . . .« — bis der Wärter kam und brüllte: »Ruhe! Singen ist verboten!«

Das Singen aber meines Herzens konnte niemand verbieten.

Die Hänge-Kanzel

Gestern habe ich mit dem Architekten über meine Kanzel gesprochen. Unser Kirchenraum soll umgebaut werden. Und da fragte der Architekt, wie man denn nun die Kanzel aufstellen solle.

Wie die Gedanken so wandern: auf dem Heimweg zogen auf einmal all die vielen Kanzeln an meinem Geiste vorbei, auf denen ich das herrliche Evangelium verkündigen durfte.

Da fiel mir auch meine wunderliche Hänge-Kanzel ein. Ich war damals — wohl im Winter 1940 — wieder einmal Gefangener der »geheimen Staatspolizei« wegen einer Festpredigt, die ich in einer großen Industriestadt gehalten hatte. Und nun saß ich so trübselig in meiner eiskalten Zelle.

Ach was! Zelle! Man hatte einfach in dem großen Keller des Polizeipräsidiums einige Räume hergerichtet für besondere Fälle.

Es war schrecklich da unten. Es war die Hölle! Die schmierigen Wände! Die trübselige Dunkelheit! Und vor allem — der Geist! Man hörte nur ab und zu das Knallen von Eisentüren, das Schimpfen der Beamten oder das Fluchen aus den Nachbarzellen.

Aber dann — gleich am ersten Abend — kam das Schöne. Wir hatten unser Essen bekommen, die Beamten hatten nochmals alle Zellen revidiert. Dann hatte man gehört, wie sie mit ihren harten Nagelschuhritten den langen Gang hinunter weggegangen waren. Man hatte gehört, wie die große Gittertür vor unserem Kellertrakt zugegeschlossen wurde — dann war es still. Nun lag eine lange, lange, schlaflose Nacht auf der kalten, harten Holzpritsche vor uns.

Da, was war das? Da sprach doch jemand? Ich fuhr auf.

Aber — ich war ja allein! Was war das? — Wieder hörte ich eine Männerstimme . . . Sie sprach flüsternd —, aber so deutlich war sie zu hören, als sei ein Mann in meiner Zelle. »Neuer! He! Neuer!« rief die Stimme. Anscheinend war ich gemeint. Denn ich war ein »Neuer« hier.

»Ja!« antwortete ich unwillkürlich.

Aber das hörte der Fremde offenbar nicht. Denn er rief immer wieder: »He Neuer!« und schließlich: »Klettere am Fenster hoch und flüstere zum Fenster raus! Dann können wir uns unterhalten!«

Ich schob das kleine Tischchen unter das Fenster, stieg auf den Hocker, dann auf den Tisch. Wenn ich nun die Arme in die Höhe reckte, konnte ich das hochgelegene Fenstergitter erreichen.

Ich zog mich hoch . . . Ja, das ist alles sehr einfach gesagt. Aber ich bin nun mal kein großer Turner. So machte die Sache schon einige Mühe. Aber es gelang. Und so kam ich hinter das lustige Geheimnis dieses trüben Gefängnisses: Die Fenster lagen in der Höhe des Erdbodens. Und in ganz geringer Entfernung vor unseren Fenstern erhob sich eine hohe Mauer. Wenn man nun gegen diese Mauer sprach, wurde das in allen Zellen gut vernommen. Es gibt ja so seltsame akustische Erscheinungen.

Irgendein Gefangener hatte das irgendwann einmal entdeckt. Und nun wurde das Geheimnis von einem zum anderen Insassen weitergegeben.

Da hing ich also nun mit baumelnden Beinen und lernte meine Leidensgenossen kennen. Was war das für eine bunte Gesellschaft! Schieber und Betrüger, Zigeuner und Juden, politisch Verdächtige und sogar eine Prostituierte, Schuldige und Unschuldige, Alte und Junge. Ich war erschüttert über diesen Blick hinter die Kulissen des Lebens. Schon bald wurde offenbar: Es gab eins, was uns alle verband und einte. Das war die ganz große Angst und Verzweiflung. Wir waren alle »in der Menschen Hände« gefallen. Und sogar die Bibel sagt, daß dies das Schlimmste ist.

Unsere Unterhaltung ging natürlich sehr trocken vor sich. Denn lange konnte man sich so frei schwebend nicht halten. Man mußte immer wieder loslassen und neue Kräfte sammeln.

So stand ich wieder einmal auf meinem Tischchen — atemlos und schnaufend. Ein alter Mann erzählte gerade mit klagender Stimme, daß er nun schon zwei Jahre in diesem Keller säße —, das freche Weib machte lästerliche Bemerkungen dazwischen; da — ja, da ging mir auf einmal ein ganz großes Licht auf: Dies hier sind die Mühseligen und Beladenen, die Zöllner und Sünder, von denen der Herr Jesus immer gesprochen hat! Du bist darum hierher geführt worden, um diesen Elenden das Evangelium zu sagen!

Aber — was würde geschehen, wenn ich davon anfinge? Würde nicht ein Hohngelächter der Hölle angehen? Und dann — ich konnte ja keine langen Erklärungen abgeben. Nach knapp einer Minute mußte man die Gitter loslassen, weil die Hände wie Feuer brannten.

Es war auf einmal, als wenn alle hier anwesenden Dämonen — und hier war ja der Vorhof der Hölle — mir abrieten. Aber — Gott rief. So zog ich mich wieder hoch und sagte in eine Gesprächspause hinein: »Jetzt werde ich euch ein herrliches Wort Gottes sagen. Hört zu!« Und dann flüsterte ich gegen die Mauer: »Also hat Gott die Welt geliebt — *diese Welt!!*, daß . . .«

Kaum hatte ich »Gott« gesagt, da fegte das freche Weib mit einem lästerlichen Fluch dazwischen.

Aber schon fuhren die anderen ihr über den Mund: »Bist du wohl ruhig, Frieda!« Und dann hieß es: »Mach nur weiter!«

So sagte ich das Evangelium: »Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« Ich fügte noch ein paar Worte hinzu vom brennenden Erbarmen Jesu — dann ließ ich mich fallen.

Eine große Stille folgte. Keiner sagte mehr etwas. Sie saßen in ihren dunklen Zellen und — Jesus war zu ihnen gekommen — in ihre Verzweiflung, in ihre Schuld, in ihre Gottlosigkeit, in ihre Nacht ...

Nun hatte ich meine »Hänge-Kanzel«. Jeden Abend, wenn das allgemeine Gespräch zu Ende ging, hielt ich meine »Mehr-als-kurz-Predigt«. Da hing ich — selber ein Ausgestoßener — lächerlich wie ein Kletteraffe am Gitter. Aber mein Herz war fröhlich.

Ich sah keinen meiner Hörer. Ich sah nur dunkel die schreckliche Mauer. Aber man spürte förmlich das gespannte Zuhören. Auch Frieda sagte kein Wort mehr.

Wißt ihr, was mich selbst am meisten bewegte bei dieser seltsamen Verkündigung: Je tiefer man mit dem Evangelium hinuntersteigt in die Abgründe der Menschen, desto heller strahlt die Botschaft von dem Erbarmen des Herrn Jesus.

»In zehn Jahren ...!«

Die Riegel meiner Gefängniszelle klirrten. Die Türe wurde aufgerissen. »Herauskommen zum Verhör!«

Wieder einmal wurde ich die langen Korridore entlanggeführt zu den Büros der Gestapo.

Ich war so unsagbar müde. Was wollten sie denn jetzt wieder von mir? Ach, ich wußte es ja ganz genau: Sie wollten von mir Aussagen erzwingen über die kämpfende Bekennende Kirche. Und ich konnte doch unmöglich meine Brüder verraten.

Nun ging das schon wochenlang so: Zermürendes War-

ten in der engen Zelle und noch zermürendere Verhöre. Kurz darauf stand ich wieder vor meinen Quälgeistern. Wie ich diese drei Gesichter dort hinter dem breiten Tisch nun allmählich kannte! Diese blassen, verlebten, seelenlosen und grausamen Gesichter!

Aber — o Wunder — heute lag ein freundliches Lächeln über diesen Physiognomien. Ich erschrak: Was hat das wohl zu bedeuten? — Und nun bot man mir sogar einen Stuhl an! Das war neu. Sollte jetzt das »Zuckerbrot« erreichen, was die »Peitsche« nicht fertiggebracht hatte? Ich ging innerlich in Abwehrstellung.

Und dann fing einer von den dreien an: »Wir haben Sie nun eine Zeitlang beobachtet. Und da haben wir schon gemerkt, daß Sie gar nicht so übel sind. Nur . . .«

Er räusperte sich. Und ich wußte: Jetzt kommt es! Er fuhr fort: »Nur — Sie sitzen auf einem falschen Pferd.«

»Jawohl!«

»Ja, das müssen Sie nun langsam begreifen, daß dieser Beruf völlig überholt ist. Wir werden in Zukunft keine Jugendpfarrer mehr brauchen.«

Ich muß wohl ein etwas erstauntes Gesicht gemacht haben. So fühlte er sich gedrungen, mir die Sache noch etwas deutlicher zu machen: »Wir haben heute eine neue Weltanschauung. Das Christentum hat ausgespielt. Ich sage Ihnen: In zehn Jahren wird kein junger Mensch in Deutschland mehr wissen, wer Ihr imaginärer Jesus ist! Dafür werden wir sorgen!«

Und dann kam ein freundliches Angebot: ich solle doch einen anderen Beruf ergreifen. Sie wollten mir gerne behilflich sein. Ja, sie machten mir sogar allerlei Vorschläge. Es war rührend, wie diese harten Männer um meine Zukunft besorgt waren.

Leider war ich nicht imstande, solche freundlichen Offer-ten anzunehmen. So wurden sie schließlich ärgerlich, und ich wanderte die langen Korridore zurück — in die Zelle.

Das wurde ein schwerer Abend! »In zehn Jahren wird kein

junger Mensch mehr wissen, wer Jesus ist!« Immer hörte ich diesen harten Satz. Warum sollte es nicht wahr werden? Gott kann doch einem Volke das Evangelium wegnehmen! Aber — welche Finsternis mußte dann in meinem Volke anbrechen!

Es ist eine wunderliche Sache, wenn Menschen mit solcher Bestimmtheit etwas über die Zukunft aussagen. Es war ja das eines der Kennzeichen jener seltsamen Zeit des »Dritten Reiches«, daß jeder, von dem »Führer« angefangen bis zum kleinsten Funktionär herab, mit geradezu erstaunlicher Sicherheit die Zukunft durchschaute. Nur — daß über all dem das Wort aus dem 2. Psalm stand: »Der im Himmel wohnt, lacht ihrer . . .«

In jener dunklen Abendstunde in der Gefängniszelle aber hörte ich dies tröstliche und unheimliche Lachen nicht. Mein Glaube war so schwach. Er hörte nur das lästerliche Lachen der Hölle: »In zehn Jahren wird kein junger Mensch mehr wissen, wer Jesus ist!«

Gott aber tut mehr, als unser Glaube fassen kann!

Es war sieben Jahre später, an einem Sonntag im Jahre 1945.

Strahlender Sonnenschein weckte mich in der Frühe auf. Sofort überfiel mich der Gedanke an unsere gegenwärtige Lage, welcher die widerstreitendsten Gefühle in mir auslöste: Dahin waren die Ehre und Würde meines Volkes! Zerstört lagen die Städte, ganz besonders auch die Stadt Essen, der meine Lebensarbeit galt. Meine liebe alte Kirche lag in Trümmern! Mein Haus war verbrannt! Mein Sohn war irgendwo in Rußland begraben. Überall ging der furchtbare Hunger durch das Land! Oh, wie haben wir gehungert in jenen Tagen nach dem Krieg! Aber — was war das gegen den unsagbaren Jammer: Die Blüte der jungen Mannschaft war tot, geopfert den wahnsinnigen Träumen einiger Politiker!

Und doch — der Krieg war zu Ende. Zu Ende die schrecklichen Bombennächte. Zu Ende die sinnlosen Zerstörungen

gen. Zu Ende auch — ich atmete auf — die Quälereien der Gestapo. Zu Ende all die sinnlosen Verbote für unsere Jugendarbeit ...

Da klingt auf einmal in mein Sinnieren hinein ein unsagbar fröhlicher Ton. Irgendwo da draußen zieht ein Posaunenchor heran und spielt: Geh aus, mein Herz, und suche Freud / In dieser schönen Sommerzeit / An deines Gottes Gaben ...

Nun hält es mich nicht mehr im Bett. Ich springe an das offene Fenster! Welch ein überwältigender Anblick: Im Morgensonnenglanz liegen die waldbedeckten Höhen des Siegerlandes. »O Täler weit, o Höhen / Du schöner, grüner Wald ...!« Mein Fenster ist wie eine Warte, von welcher der Blick weit, weit hinausgeht in das Land.

Aber dann wird mein Blick gefesselt durch das, was unter meinem Fenster vorgeht: Da führt die große Landstraße von Siegen nach Dillenburg vorbei. Und auf dieser Straße zieht ein Zug heran: Vorn die Posaunen. Jubelnd schmettern sie Paul Gerhardts Sommerlied: Ich selber kann und mag nicht ruhn, / Des großen Gottes großes Tun / Erweckt mir alle Sinnen ...

Den Posaunen folgen junge Männer. Es sind noch nicht viele! Die meisten leben noch in Kriegsgefangenschaft. Und wie viele kommen nie mehr nach Hause! Aber dies Trüpplein von 20 Mann macht doch das Herz lachen.

Und dann kommen die Jungen! Und dann die Mädchen. Und dann — in einem sehr ungeordneten Haufen — Männer, Frauen und kleine Kinder.

Über dem ganzen Zug liegt eine Freude, die man nicht beschreiben kann! Jahrelang waren solche christlichen Feste verboten. Zum erstenmal wieder trifft man sich!

Gerade unter meinem Fenster stößt der fröhliche Zug auf einen anderen Menschenhaufen, der um die Kurve von Siegen her kommt. Die Posaunen brechen ab, die Züge lösen sich auf. Fröhlich begrüßt sich junges Volk.

Mir ist, als träumte ich!

Aber nun ist mir vor lauter Freude der Erinnerung an je-

nen großen Tag beim Schreiben der »Gaul durchgegangen«. Und der arme Leser weiß gar nicht recht, wo wir uns eigentlich befinden.

Zwischen Siegen und Dillenburg führt die Landstraße über einen der höchsten Punkte dieses Berglandes. Man nennt ihn den Rödgen. Dort stehen nur ein paar Häuser: zwei Bauernhöfe, ein Kurhaus, ein Pfarrhaus und eine herrliche, sehr alte, große Kirche.

In der dortigen Gegend hat Gott im vorigen Jahrhundert gewaltige Erweckungen gegeben. Und bis zum heutigen Tage ist das »fromme Siegerland« bekannt durch ein reges geistliches Leben. Dies hatte sich auch gezeigt bei den Missionsfesten auf dem Rödgen, zu denen in früheren Jahren immer sehr viel junges Volk herbeigeströmt war.

Das hatte die Machthaber des »Dritten Reiches« verstimmt. Und so hatte man das Fest verboten.

Nun waren die Fesseln gefallen. Zum erstenmal wieder sollte Jugendmissionsfest auf dem Rödgen gefeiert werden!

Wie ein Feuer war diese Botschaft durch das Land gegangen. »Jugendmissionsfest auf dem Rödgen!« Da strömte das Volk herbei! Und aller Jammer der Zeit, alle Sorgen und Nöte gingen unter in der unbeschreiblichen Freude, die über dem Volke Gottes liegt, wenn man »zusammenkommt«.

Das sah ich aus dem Fenster des hochgelegenen Pfarrhauses. Auf allen Wegen zog es heran. Von allen Richtungen her klangen Posaunen!

Wie schnell war ich in den Kleidern! Und nun hinunter!

Als ich die junge Pfarrfrau sah, ging mir ein Stich durchs Herz. Auch hier hatte der Jammer der Zeit seine dunklen Fittiche gebreitet: Der Pfarrer war in Rußland vermißt. Die junge Frau hatte wohl das Leid am Morgen schon vor den Thron der Gnade hingelegt. Und nun freute sie sich mit den Fröhlichen.

Welch ein Gewimmel unter den alten Bäumen vor dem Haus, im Pfarrgarten, am Waldrand, auf den Wiesen!

Ein Kirchenältester stürzte auf mich zu: »Die Kirche ist viel zu klein für den Festgottesdienst!«

Wir sahen uns die Sache an. Ja, was ist zu tun?

Hinter der Kirche zog sich eine Wiese steil den Berg hinan. »Wenn wir alle Fenster öffnen, dann kann sich das Volk auf der Wiese lagern und dem Gottesdienst folgen!«

Ja, die Fenster öffnen! Das war nicht so einfach. Sie waren ein paar hundert Jahre alt. Klirrend stürzte beim ersten die Bleiverglasung heraus. »Laß man!« sagte lächelnd der Kirchenälteste. Er war bestimmt nicht immer so großzügig. Aber heute!

Diesen Gottesdienst werde ich nie vergessen, solange ich lebe. Kaum fand ich Raum, um zum Abendmahlstisch zu gehen, von wo die Schriftverlesung geschehen sollte. In allen Gängen drängte sich junges Volk. Auf den Galerien und der Kanzeltreppe saßen sie erwartungsvoll. Und draußen war es wie ein bunter Teppich — blühende Jugend!

Da setzten die Posaunen ein. Machtvoll erklang der Gesang des herrlichen Tersteegen-Liedes: Siegesfürste, Ehrenkönig, / Höchstverklärte Majestät . . .

Und da, genau in diesem Augenblick, überfiel mich die Erinnerung. Ich sah mich wieder in dem abscheulichen Büro stehen, ich sah die verlebten, leeren, grausamen Gesichter: »In zehn Jahren wird kein junger Mensch mehr wissen, wer Ihr imaginärer Jesus ist.«

Diese Jugend aber sang hier: Sollt ich nicht zu Fuß dir fallen / Und mein Herz vor Freude wallen, / Wenn mein Glaubensaug betracht' / Deine Glorie, deine Macht!

Etwas erstaunt sah das junge Volk, wie der Festprediger sich die Tränen wischte, die einfach nicht zu halten waren. Kaum brachte ich die Schriftverlesung zu Ende: ». . . und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel.«

Da setzte der Chor ein und sang die Psalmverse: »Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden

wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein . . .«

Da war es um uns alle geschehen. Und diese große Schar ahnte etwas davon, wie es sein wird in der zukünftigen neuen Welt, wo einmal alle, alle Fesseln fallen » . . . wenn frei von Weh / Ich sein Angesicht seh.«

Schrecken und Zucker

Erschrocken fuhren wir im ersten Morgengrauen aus dem Schlaf. Auf der Straße Gebrüll, wilde Männerstimmen, ein paar Schüsse, eilende Schritte . . .

Es waren wilde Tage damals im März 1945. Der Krieg war zu Ende, seitdem die Amerikaner ins Ruhrgebiet eingedrückt waren. Aber doch war der Krieg noch nicht zu Ende. Er ging in einer neuen und wunderlichen Form weiter:

Tausende von Fremdarbeitern hatte man während des Krieges in das Ruhrgebiet geholt. Diese armen Menschen, die man aus ihrer Heimat gerissen hatte, mußten viel erduldet haben unter ihren harten Herren. Kein Wunder, daß sie nun Rache nahmen: Es wurde geplündert und geschossen. Einmal fuhr ich mit dem Rad auf einen Bauernhof zwischen Wuppertal und Essen, um einen Mann zu besuchen, mit dem ich im Glauben herzlich verbunden war. Da fand ich tiefe Trauer. Die Fremdarbeiter waren nachts eingedrungen, hatten den Bauern kurzerhand über den Haufen geknallt und dann schrecklich geräubert. Mit Entsetzen sah ich die Blutspuren an der Wand — das Blut meines Bruders!

Als schließlich ein Fremdarbeiter einen einflußreichen Mann erschöß, weil der ihm seine Uhr nicht gutwillig ab-

geben wollte, griffen die amerikanischen Soldaten ein. Und voll Furcht hörten wir nun jede Nacht die Schießereien.

Also damals geschah es, daß uns solch ein Getobe im Morgengrauen aus dem Schlaf riß. Ich stürzte ans Fenster. Wo einst eine glatte Asphaltstraße gewesen war, sah man jetzt nur einen Bombenkrater neben dem anderen. Seit dem letzten Fliegerangriff war unsere Straße wie ein umgepflühtes Feld, durch das sich kleine, lehmige, vom Regen aufgeweichte Wege zogen. Und auf dem Pfad vor unserem Fenster eilten Männer vorbei. Dicke Säcke trugen sie auf dem Rücken. Offenbar hatten sie eines der wertvollen Lebensmittel-Lager geplündert.

Von einer Seitenstraße kamen amerikanische Militärpolizisten gerannt, die Maschinenpistolen schußbereit.

Entsetzt ließ der letzte der flüchtenden Männer seinen Sack fallen. Dieser platzte auf. — Und — o seltener Anblick! — schneeweißer Zucker rieselte heraus.

Im nächsten Augenblick war der ganze Spuk vorüber. Zwei Soldaten schlepten den Sack weg. Die anderen eilten hinter den Flüchtenden her. Von ferne hörte man Geschrei und Schüsse.

Und dann — ich traute meinen Augen nicht — erschien auf der Szene eine kleine Gestalt, ein Mädchen. Die nackten Füße patschten fröhlich durch den nassen Lehm. In einer Hand hielt sie ein Löffelchen, in der anderen eine kleine Schüssel. Unbekümmert um Aufregung und Schrecken kniete sie nieder und fing eilfertig an, das liegengebliebene Zuckerhäuflein in die Schüssel zu löffeln.

Da erkannte ich sie erst — meine eigene kleine Tochter. Strahlend kam sie mit ihrer Beute zurück. Zucker war ja etwas, was wir seit Wochen nicht mehr gesehen hatten.

In der Bibel wird einmal eine große Freude geschildert mit den Worten:

»Ich freue mich wie einer, der eine große Beute kriegt.«
Nun, genauso freute sich unsere Jüngste.

Zwar war der Zucker unglaublich schmutzig, mit Lehm

durchsetzt. Aber das Kind hat dann mit Hilfe der Mutter doch noch in einer Pfanne seltsame Bonbons daraus hergestellt. Und das ganze Haus war beglückt darüber.

Mich aber bewegte das Wort Jesu: »So ihr nicht werdet wie die Kinder...« Während wir Großen nur Furcht, Angst, Schrecken und Wut empfanden, hatte die Kleine gesehen, daß der himmlische Vater ihr eine Freude hingelegt hatte. Und ich mußte denken: Wenn wir doch immer die rechten Augen hätten, um bei allem Widerwärtigen auch so ein Zuckerhäuflein zu entdecken.

»Doch, da kann ich mitreden!«

»Was wissen denn Sie von den Nerven! Sie haben ja keine Ahnung! Wissen Sie vielleicht, wie das ist, wenn man nachts einfach nicht mehr schlafen kann? Gut! Dann nehme ich Schlafpillen. Aber allmählich wirken die auch nicht mehr. Dann rauche ich eine Zigarette nach der anderen. Das beruhigt ein wenig. Doch auf die Dauer ... Ach, entschuldigen Sie. Ich muß für einen Augenblick in den Laden. Die Mädels, diese Verkäuferinnen — nur einen Augenblick ...«

Die elegante Besitzerin des vornehmen Geschäfts für Damenhüte verschwindet. Ich sehe mich in dem kleinen, luxuriös ausgestatteten Büro um. Alles ist piekfein und geschmackvoll eingerichtet. Nur die Nerven der Dame! Die scheinen ihr doch recht Not zu machen. Ist der Mann schuld? Er ist Angestellter in einer großen Firma. Ich glaube, ihm wäre eine schlichte Hausfrau lieber als die Einnahme aus dem Geschäft. Aber — ohne Auto möchte er auch nicht mehr leben. Oder ist die Frau überarbeitet?

Da kommt sie wieder herein: »Also, wie gesagt, da können Sie gar nicht mitreden, was die Nerven betrifft. Ich kann das nicht mehr lange aushalten!« So sagt sie erregt.

Jetzt habe ich genug. »Doch! Da kann ich mitreden. Lassen Sie mich das einfach mal erzählen. Sie sind nervös und fertig, weil Sie zuviel zu tun haben. Bei mir war es umgekehrt. Ich saß Tag für Tag in einer Gefängniszelle — es war im dritten Reich —, und es machte mich halb wahnsinnig, daß gar nichts geschah. Den Wärter habe ich angefleht, er solle mich doch den Koks mit einschippen lassen. Darauf meinte er lachend, ich gehöre doch zu den Leuten, die später ein Buch über ihre Gefängniszeit schreiben. Deshalb wolle er lieber ganz korrekt bleiben. So saß ich und grübelte und dachte nach. Und nichts geschah — kein Verhör, keine Unterbrechung, kein Hoffnungsschimmer. Eines Tages war ich fertig, einfach fertig mit den Nerven. Ich dachte: Wenn ich jetzt nachgebe, dann rutsche ich in das dunkle Reich der geistigen Umnachtung, von wo man nicht mehr zurück kann.«

»Genau so ist es!« unterbrach mich die Frau erregt. »Erzählen Sie weiter!«

»Natürlich — ich war auch rein körperlich am Ende. Das Essen war so abscheulich, daß ich kaum ein paar Bissen hinunterwürgen konnte. Und der Mangel an frischer Luft — na kurz: Ich war an dem Punkt, wo man die Zelle zertrümmert und die Zwangsjacke bekommt.

Und dann fiel mir auf einmal, als hätte es mir einer einge-flüstert, ein Wort aus der Bibel ein: ‚Saget Gott Dank allezeit für alles‘. Ja, das war wie ein Befehl. Ich kniete nieder und begann Gott zu danken.«

»Zu danken?! Ja, wofür denn?« unterbrach mich die Frau.

»Nun, ich dankte Gott, daß Er da ist. Und daß Er mir ein so reiches Leben geschenkt hat. Und daß Er mich ja nicht vergessen hat. Und daß ich doch eigentlich ganz gesund sei. Und daß ich in der letzten Nacht ein paar Stunden Schlaf gefunden hatte. Und daß ich so eine liebe Frau und nette Kinder habe und, und — es fiel mir eine Menge ein.

Vor allem aber dankte ich Ihm, daß Er Seinen Sohn Jesus gegeben hat, daß der für mich so viel durchgemacht hat, daß der alle meine Sünden weggetragen hat.

Als ich fertig war, war eine Stunde herum. Am Nachmittag machte ich es ähnlich: Leise sang ich ein paar Loblieder. Ich stellte mir vor, wie die himmlischen Heerscharen um den Thron des dreieinigen Gottes herum stehen und anbeten. Und dann stellte ich mich im Geist in diese himmlische Schar und lobte mit ...«

»Und was geschah dann?« fragte die Frau.

»Dann kam Ordnung in die Sache: Jeden Tag wurden zwei Stunden angesetzt für das Lob Gottes. Und damit kamen Ordnung und Ruhe in alles andere. Ich verlor die Panik. Ich wurde fröhlich. Die Wärter wurden netter. Eines Tages durfte mich meine Frau besuchen. Die meinte, man müsse Angst haben um mich, weil ich sehr schmal geworden sei und das Essen sicher nicht vertrüge. Da habe ich gesagt, um mich brauche man keine Angst zu haben; denn ich hätte endlich Zeit, Gott zu loben. Aber um all die Leute draußen müsse man Angst haben. Denn die rieben sich mit viel unnützem Zeug auf und hätten weder Zeit, Gottes Wort zu hören, noch Ihn anzubeten.«

»Und Ihre Nerven?«

»Na, Sie sehen doch — die sind so gut geworden, daß Sie sogar auf den Gedanken kamen, ich könne bei den Nerven gar nicht mitreden!«

»Seltsam!« sagte die Frau nachdenklich.

»Wie einer, der sich gefangen gibt . . .«

Eines Abends schellte es an meiner Tür.

Ich war — was nicht oft geschah — allein zu Hause. So öffnete ich selber, leicht verwundert, wer denn zu solch später Stunde noch etwas von mir wollte.

Da stand ein gutgekleideter, großer und umfangreicher Herr. Typ: Direktor in der Industrie.

Als er mich sah, griff er mit beiden Händen nach meiner Hand und keuchte: »Retten Sie mich! Retten Sie mich!«

»Der Mensch ist betrunken oder verrückt!« dachte ich erschrocken. Aber ich nahm mich zusammen und führte ihn in mein Zimmer.

Und nun erfuhr ich eine fürchterliche Geschichte: Er war Direktor in einem der größten Industriezweige, ein angesehenener Mann. Er hatte eine liebe Frau, entzückende Kinder — kurz alles, was der Mensch zu seinem irdischen Glück ersehnt.

Aber — nun kam das schreckliche Geheimnis —: Sein Vater war ein Trinker gewesen und hatte dem Sohne ein entsetzliches Vermächtnis im Blut hinterlassen. Weil er seinen Vater in seiner Betrunkenheit oft gesehen hatte, erfüllte ihn eine Abscheu vor dem Alkohol. Aber zwei- oder dreimal im Jahr kam es wie Feuer über ihn. Dann mußte er trinken — sinnlos trinken. Dann kroch er schließlich besinnungslos in sein Bett und schlief zwei Tage, um schließlich mit brennender Scham zu erwachen, krank und zerschlagen an Leib und Seele.

»Ich ruiniere mein Leben. Meine Frau und meine Kinder müssen mich verachten! Und doch — ich muß!« keuchte er.

Jetzt gerade war es wieder über ihn gekommen. Wie ein Rasender war er ausgegangen, um sich zu betrinken. Und da — es war im Sturm der grauenvollen Sucht wie ein

lichter Moment — war ihm eingefallen, welche äußeren und inneren Qualen er nun wieder heraufbeschwor. Er wollte innehalten — und konnte nicht.

So kam er zu mir. Weinend saß der starke Mann vor mir: »Retten Sie mich!«

Ich war erschüttert. Jeder, der diesen Mann oberflächlich kannte, mußte ihn für den glücklichsten Menschen der Welt halten. Welcher Jammer ist doch oft hinter den Fassaden des Erfolgs!

Er griff nach meiner Hand: »Retten Sie mich!«

Ich riß mich zusammen: »Wie sollte ich Sie retten können?! Die Ketten des Teufels sind doch viel zu stark, als daß ich sie zerbrechen könnte. Wie soll ich das können, wo Sie selbst es nicht einmal konnten!«

Mit einem unbeschreiblichen Jammerlaut sank er im Sessel zusammen: »Haben Sie mir sonst nichts zu sagen?«

»Doch!« sagte ich. »Doch! Wir sollten uns nach einem umsehen, der stärker ist als der Teufel.«

»Und wo sollte ich so einen finden?« fragte er resigniert. Mich wunderte, daß er keinen Einspruch erhob, als ich vom Teufel sprach. Aber wer einmal so die Macht der Finsternis gespürt hat, der weiß, daß es einen »Mörder von Anbeginn«, einen Teufel gibt. »Wo sollte ich so einen finden, der stärker ist als der Teufel?« murmelte er.

Da sagte ich nur einen Namen: »Jesus!«

Er fuhr auf. Mit einem rührenden Hoffnungsblick im Auge: »Jesus! — Meinen Sie wirklich?«

Ich nickte. Und dann knieten wir nieder und riefen Jesus an, den Jesus, der die Werke Satans zerstört; den Jesus, der mit Blut Sünder erkaufte; den Jesus, der stärker ist als Satan. Oh, das war kein feierlich-liturgisches Gebet. Das war, wie der Psalmist sagt: »Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!«

Von dem Tage an war die Macht des Teufels gebrochen. Es gab noch heiße Kämpfe. Es gab auch Niederlagen, die jetzt noch viel schrecklichere Scham hervorriefen als früher. Aber — der Bann war gebrochen.

Als wir später einmal zusammensaßen — wir waren inzwischen Freunde geworden —, sagte er: »Du ahnst nicht, wie gefährdet ich bin. Ohne Jesus bin ich im Nu verloren. Darum muß ich mich jeden Tag Ihm in die Hände geben. Jeden Morgen rufe ich Ihn an. Und da bete ich — ja, lache mich nicht aus! — mit erhobenen Händen.«

»Warum?«

»Ach, das habe ich einmal im Felde gesehen! Da ergab sich eine feindliche Kompanie nach hartem Kampfe. Es war ergreifend zu sehen, wie sie alle Waffen wegwarfen und mit erhobenen Händen auf uns zuliefen. Da dachte ich: So also sieht die völlige Auslieferung aus. Und sieh! So möchte ich mich völlig Jesus in die Hände geben. Ich laufe jeden Tag mit erhobenen Händen, schwach und wehrlos, in Seine Retterarme. Nur so, ja, nur so kann ich noch leben.«

Der Mann ist jetzt längst in der Ewigkeit. Ganz getrost ging der Kämpfer durch das Todestal in jene Welt, wo wir Jesus sehen dürfen und wo aller Kampf zu Ende ist. Und weil er längst ewig genesen ist, habe ich es gewagt, seine Geschichte zu erzählen.

Echo

Wenn ich am Sonntag auf meiner Kanzel »Amen« sage, dann ist meine Predigt noch nicht zu Ende; denn vor ein paar Jahren hat ein Verlag begonnen, meine Predigten zu drucken. Und so flattern in jeder Woche etwa zehntausend Exemplare ins Land.

Oft habe ich darüber nachgedacht, wie es diesen gedruckten Predigten wohl ergeht. Werden sie offene Ohren und

Herzen finden? Werden sie gelesen? Werden sie verstanden?

Ich komme mir da manchmal vor wie einer, der laut gerufen hat. Und nun wartet er, ob wohl von irgendwoher ein Echo kommt.

Eines Tages kam solch ein Echo: der herzbewegende Bericht eines Mannes, der regelmäßig diese Predigten las. Am Nachmittag des Ostertages saß er über einer Predigt. Sie behandelte die wundervolle Geschichte von den sieben Jüngern, die nach einem erfolglosen Fischzug mit ihrem Boot dem Ufer zustreben. Da sehen sie in der Morgendämmerung einen Mann am Ufer stehen. Der ruft sie an. Und auf einmal schreit der junge Johannes auf: »Es ist der Herr!« Tatsächlich! Es war der auferstandene Jesus selbst, der hier seine verzagten Jünger suchte.

Diese Predigt machte dem Mann großen Eindruck. Er steckte das Blatt in seine Brieftasche, als er sich nun aufmachte, um im Krankenhaus einen schwer leidenden Freund zu besuchen.

Er fand den Freund sehr verzagt und niedergeschlagen. So schlug er ihm vor: »Jetzt will ich dir einmal eine Predigt vorlesen.« Er zog die gedruckte Predigt aus der Tasche und las sie seinem armen Freund vor.

Der nahm die Osterbotschaft auf wie ein durstiges Land den Regen. Und als der Besuch sich verabschiedete, bat der Kranke: »Laß mir doch die Predigt hier. Ich möchte sie noch einmal in aller Stille und Ruhe lesen.«

»Gern!« sagte der Mann. Und so legte er die Predigt auf den Nachttisch. In dicken Lettern stand auf der ersten Seite als Überschrift: »Es ist der Herr!«

Einige Stunden später. Leise geht die Tür des Krankenzimmers auf. Zur gewohnten Zeit kommt die Frau des Kranken, um ihren Mann zu besuchen. Mit einem fröhlichen Gruß tritt sie ins Zimmer. Aber es wird ihr unheimlich zumute, wie sie ihren Mann regungslos liegen sieht. Ihren Gruß erwidert er nicht. Sie eilt auf das Bett zu. Sie ruft ihren Mann an. Er antwortet nicht.

Sie faßt seine Hand. Die ist eiskalt. Der Kranke ist still hinübergegangen in die ewige Welt.

Verzweifelt und erschrocken will die Frau aufschreien. Da fällt ihr Blick auf das Blatt, das auf der Bettdecke liegt. Groß und eindrucklich springt ihr der Satz in die Augen: »Es ist der Herr!«

Der Herr! Der Lebendige! Sie begreift erschüttert: Hier bin ich nicht allein mit dem toten, geliebten Mann. Es ist noch ein Dritter hinzugekommen. »Es ist der Herr!«

Sie sinkt in die Knie und betet still zu dem, der den Tod überwunden hat und der die Verzweifelten tröstet.

Darüber wird ihr Herz still und getrost. Sie erhebt sich und ruft die Krankenschwester . . .

Und noch von einem anderen seltsamen Echo möchte ich berichten. Da brachte mir die Post eines Tages einen Brief. Den Absender kannte ich nicht. Etwas gelangweilt begann ich zu lesen. Aber dann fuhr ich auf. Was da in dem Brief stand — ja, das war einfach unerhört!

Der Brief kam von dem Setzer der Druckerei, in der damals die Predigten gedruckt wurden. — Nun muß ich zuvor erklären: Es waren die wirren Zeiten nach dem Kriege vor der sogenannten Währungsreform. Da war es für den Verlag sehr schwierig, das nötige Papier zu bekommen. Und wenn man das Papier beschafft hatte, dann war es noch schwerer, einen Drucker zu finden, der die Sache übernahm. So war der Verlag schließlich bei einem ganz kleinen Zwei-Mann-Betrieb gelandet. Der eine setzte die Lettern und der andere bediente die Maschine.

Der Setzer also schrieb mir. Er berichtete ausführlich, daß er als ein völlig verstörter und glaubensloser Mann aus dem Krieg zurückgekommen sei. »Wir sind so dumm gemacht worden!« sagte er sich. »Jetzt will ich gar nichts mehr glauben, als daß zwei Pfund Rindfleisch eine gute Suppe ergeben.«

Kein Wunder, daß er sich maßlos ärgerte, wenn er nun jede Woche eine Predigt setzen mußte. Ausgerechnet er!

Er schilderte sehr ausführlich, wie er sich Woche für Woche über den »unsinnigen Blödsinn« geärgert habe. Ja, es habe ihn richtig gewurmt, daß er nun dazu verurteilt war, an der Verbreitung eines solchen »Unsinnns« mitzuhelfen.

Um seinen Ärger abzureagieren, machte er absichtlich die lächerlichsten Druckfehler. Er beschrieb das in seinem Brief sehr ausführlich.

Schließlich war es so offensichtlich, daß die Druckfehler beabsichtigt waren, daß er jeden Tag auf einen großen Krach wartete. Es war ihm klar, daß der Verlag sich das unmöglich gefallen lassen konnte; denn weil man die Predigten nicht so drucken konnte, mußte man ja im Verlag immer wieder Korrektur lesen und das Verbesserte an die Druckerei zurückschicken.

Der Setzer wurde immer frecher mit seinen Verballhornisierungen. Aber es geschah nichts. Der Mann, der die Korrekturen las, bewies eine solche Geduld, daß unser Setzer schließlich doch anfangen sich zu schämen.

Und als er sich genug geschämt hatte, dachte er, vielleicht sei an dieser Botschaft doch »etwas dran«.

In dem Brief beschrieb er nun, wie er von da ab angefangen habe, die Predigten nicht mehr mit Haß, sondern mit Neugier zu lesen. Und darüber rührte der Heilige Geist Gottes sein Herz an.

Am Schluß des Briefes hieß es: »Jetzt glaube ich von Herzen an diesen Herrn Jesus, den Sie verkündigen. Und ich freue mich jede Woche schon auf die neue Predigt. Ja, ich freue mich, daß ich mithelfen darf an der Verkündigung dieser herrlichen Botschaft von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus zu uns gekommen ist.«

Als ich diesen wundervollen Brief gelesen hatte, da bin ich in mein stilles Studierzimmer gegangen und habe Gott gedankt, weil noch heute gilt, was Er durch den Propheten Jeremia gesagt hat: »Ist mein Wort nicht wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?!«

Neues Jahr — neues Leben

Der Zug fährt in die große Bahnhofshalle in Köln ein.

Ich lehne mich aus dem Fenster und besehe mir das Gewirre und Gewusele auf dem Bahnsteig.

Da steht auf einmal lachend ein baumlanger Mensch vor mir. »Pastor Busch!!« brüllt er. Und dann erkenne ich ihn wieder. Als ganz junger Pfarrer habe ich manche Bibelstunde und manchen Vortrag in dem »Christlichen Verein Junger Männer« gehalten, dem er als einer der Eifrigsten angehörte.

»Fahren Sie auch Richtung Duisburg?« fragt er. »Dann steige ich bei Ihnen ein.«

Während der Zug weiterfährt, kommt ein munteres Gespräch in Gang. Wir berichten einander unsere Erlebnisse der vergangenen Jahre. Und dann kommen die alten Freunde an die Reihe. »Was macht denn der lange Willi?« ... »Und wie geht es denn dem Fritz?«

Alle werden sie durchgenommen, die damals zu dem Jungmännerkreis gehörten, in dem sich der Herr Jesus so mächtig bezeugte. Sie sind jetzt längst, soweit sie noch leben, Männer in Amt und Würden, Familienväter und gesetzte Leute.

»Und nun erzählen Sie mir doch mal vom Karl!« Im Geist sehe ich ihn vor mir, wie er, der dicke, pummelige, fröhliche Bursche, so schallend unser Schlußlied mitsang: »Geist des Lebens, wehe, wehe / übers weite Totenfeld! / Weck die Seelen aus dem Schläfe, / die der Tod gebunden hält!«

Wie solcher Tod aussah, das wußte er aus eigener Erfahrung nur zu gut ...

Es war in einer Silvesternacht. Der Jungmännerkreis hatte eine wundervolle Feierstunde erlebt. Sie hatten gesungen, erzählt, Gottes Wort betrachtet. Als die Mitternachts-

stunde schlug und draußen ein blöder Lärm anfang, da waren sie niedergekniet und hatten sich von neuem unserem herrlichen König Jesus angelobt.

Nun verließ das junge Volk den Saal. Lachend, schwatzend, pfeifend oder in ernstesten Gesprächen. Draußen auf der dunklen Straße blieb der lange Willi plötzlich stehen: »Nanu, ist der tot?«

Die anderen drängten sich herbei. Am Straßenrand lag regungslos eine Gestalt. Einer horchte ihr schon das Herz ab. Lachend richtete er sich auf: »Ach wo! Der ist bloß besoffen! Der hat ja auch Silvester gefeiert. Aber wie!«

»Kommt! Laßt doch das Schwein liegen!« rief ein Jüngerer angeekelt. Der lange Willi drehte sich um: »Schwein? Für den Jungen ist der Herr Jesus auch gestorben. Den hat Gott auch lieb!« Schweigen.

Endlich fragte einer: »Was sollen wir denn machen?«

»Wir bringen ihn jetzt nach Hause!« schlug der lange Willi vor. »Und morgen früh besuche ich ihn.«

Alle packten mit an. Als der junge betrunkene Mann wieder auf den Beinen stand, gestützt von vielen starken Händen, kam er langsam zu sich. So konnte er Auskunft geben, wo er wohnte. Mühsam brachte man ihn nach Hause.

Am nächsten Mittag schellte es bei dem jungen Burschen an der Haustür. Der lange Willi stand da mit einem Freund. »Wir wollen den Karl besuchen.«

»Ach ja! Das tut mal!« seufzte die Mutter. »Aber nicht abholen in die Wirtschaft! Der hat für eine Woche genug.«

Karl schaute erschrocken auf, als zwei gesunde junge Männer ihm die Hand schüttelten. Dann saßen sie an seinem Bett ...

Ich weiß nicht, was sie gesprochen haben. Aber in der nächsten Jungmännerstunde war Karl dabei. Und von da an war er immer dabei. So lernte ich ihn auch kennen. Im Worte Gottes ging ihm eine neue, schönere Welt auf. Er fand den Herrn Jesus als seinen Erlöser und Heiland. Die Mutter konnte sich nicht genug verwundern ...

»Also, was macht der Karl?« fragte ich jetzt, nach 35 Jahren, meinen Bekannten.

»Der Karl! Oh, der ist mächtig dabei! Der leitet doch jetzt den Jungmännerkreis.«

»Was?! Der ist doch jetzt um die 50!«

»Ja, aber der versteht's!« sagte lachend mein Freund.

Ich fragte nicht weiter, denn ich hatte genug zu tun, meine Bewegung zu verbergen: Jetzt zeigte der, den sie aus dem Rinnstein geholt hatten, anderen jungen Männern den Weg zum wahren Leben!

Erlebnisse mit Mesnern

Wenn man schon 30 Jahre im Predigtamt steht, hat man mancherlei Mesner, Küster oder Kirchendiener kennengelernt: freundliche und ruppige; geistliche und ungeistliche; eifrige und solche, deren Kirche verwahrlost war.

Laßt mich aus meinen Erinnerungen erzählen:

Als ganz junger Pfarrer fing ich in der Großstadt Essen an. Eines Tages mußte ich in der riesigen Kreuzeskirche predigen. Der Mesner öffnete in der Sakristei den Schrank, suchte mit Kennerblick den passenden Talar heraus und fragte dann: »Wollen Sie ein reformiertes oder ein lutherisches Beffchen?«

Mir verschlug's den Atem. Richtig, wir waren eine unierte Gemeinde. Da mußten also für Reformierte und Lutheraner Beffchen vorrätig sein. Aber — was der Unterschied war, wußte ich selbst nicht. Einen Augenblick zögerte ich. Sollte ich gleich am ersten Tage meine Unwissenheit eingestehen? Dann lachte ich und bekannte: »Es ist mir egal. Daß ich den Heiligen Geist habe, ist mir wichtiger.«

Mit großer Vollmacht erwiderte der Mesner: »Darum kann man bitten.«

»Ja«, sagte ich, »und wenn wir zu zweit bitten, hört es unser Herr besonders gern. Wollen wir es gemeinsam tun?«

Und dann knieten wir nieder. Ich vergesse nicht das Gebet dieses Mesners. Da spürte man: Es war nicht das erste Mal, daß er für seinen Pfarrer, für dessen Predigt und für die Gemeinde betete. Als wir aufgestanden waren, drückte ich ihm bewegt die Hand. Und es ging mir durch den Sinn: Wie viele Mesner gibt es wohl, die für ihren Pfarrer beten?

Dann erklärte er mir den Unterschied zwischen einem reformierten und einem lutherischen Beffchen. Das war eine interessante Vorlesung, die er seufzend mit den Worten schloß: »Ja, die Herren haben oft eigenartige Wünsche!«

So wird wohl mancher Seufzer aus gepreßten Mesnerherzen aufsteigen! Aber den Wunsch, daß einer mit mir beten möchte, hat der alte Küster nicht für einen »eigenartigen Wunsch« gehalten, sondern für einen recht begreiflichen. Und wir haben seitdem jedesmal zusammen gebetet vor meiner Predigt. Das hat für mich jungen Mann viel bedeutet. Und ich danke ihm diese stillen Augenblicke über das Grab hinaus.

Ab und zu mußte ich auch in der großen Pauluskirche predigen. Die war eigentlich immer schrecklich leer, weil man in diesen riesigen neugotischen Hallen nur sehr schwer verstanden wurde. Dort tat nun ein Mann als Mesner Dienst, den ich besonders liebte, weil er immer fröhlich war. Ich habe ihn nie in schlechter Laune gesehen; denn er nahm die Gotteskindschaft ganz ernst. Er war eine lebendige Illustration zu dem Wort: »Die Freude am Herrn ist eure Stärke.« Der war auch einer von denen, mit denen man vor dem Gottesdienst niederknien konnte.

Nur einen einzigen Kummer hatte er: daß seine geliebte Pauluskirche so schlecht besucht wurde. Aber auch das konnte ihn auf die Dauer nicht bedrücken.

Einmal habe ich ihn aber doch so gesehen, daß er beinahe aus dem Häuschen war vor Freude. Das war an einem Karfreitag. Da war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Und als er vorher zu mir in die Sakristei kam, wünschte er mir den Segen Gottes und fügte hinzu: »Heute gilt's! Heute sind sie mal da!!«

Das ist doch schön, wenn ein Mesner solches Interesse an seinem Dienst hat, daß er — wie Nehemia — trauert um die Trümmer Jerusalems und sich freut, wenn die Mauern Jerusalems gebaut werden.

Und jetzt fällt mir jener Kirchendiener ein, den ich in einer niederrheinischen Stadt kennenlernte. Ich hatte dort eine Festpredigt gehalten. Nun begleitete mich der Mesner zur Bahn, weil der Weg schwer zu finden war. Eine Zeitlang ging er schweigend neben mir her. Dann sagte er böse: »Bei Ihnen ist der römische Sauerteig auch noch nicht ganz ausgefegt!«

Verblüfft blieb ich stehen: »Nanu? Sie sind wohl ein Theologe?«

Gelassen erwiderte er: »Studiert habe ich nicht. Aber ich lese meine Bibel und immer wieder Calvins Institutio. Und da kann man ja wohl mitreden, wenn's ums Evangelium geht.« Überzeugend machte er mir klar, daß ich das Gesetz und nicht das Evangelium gepredigt hätte.

Ich bin damals sehr nachdenklich nach Hause gefahren. Der Mann hatte wirklich Beachtliches zu sagen. Mit Freuden denke ich an ihn zurück; denn es war ihm ein Anliegen, daß in dem Hause, in dem er diente, das klare, helle Evangelium verkündigt würde.

An einen anderen Küster aber denke ich nicht gern zurück. Da war in einer der größten und berühmtesten Kirchen Deutschlands eine »Evangelische Woche«. In der Schlußversammlung sollten Fritz von Bodelschwingh und ich sprechen. Als ich in die vornehme Sakristei trat, schritt mir ein Herr entgegen, den ich zuerst für einen englischen Lord hielt. Seine hochgezogenen Augenbrauen fragten mich: »Was willst du?«

Verlegen stammelte ich: »Ich soll hier sprechen. Ich bin Pfarrer Wilhelm Busch aus Essen.«

Da musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte schließlich: »So!?!« Dann ließ er mich stehen. Jede Miene sagte: »So ein armer Provinzpfarrer soll sehen, wie er selber fertig wird.«

Die riesige Kirche hatte sich gefüllt. Da kam Bodelschwingh mit seiner Frau abgehetzt an, begrüßte freundlich den Mesner und fragte: »Ist wohl noch irgendwo ein Plätzchen frei für meine Frau?« Der Mesner schüttelte den Kopf. So schleppte Bodelschwingh einen der schweren Sessel in den Gang vor die Sakristei, und ich half ihm dabei. Der Mesner aber betrachtete interessiert unsere Bemühungen. Und als ich mit Bodelschwingh auf der Kanzeltreppe Platz nahm, verzog er verächtlich den Mund. Und das hieß ja wohl: »So was tut kein feiner Pfarrer.« Da haben wir beide uns wirklich geniert . . .

Nun muß ich noch von meinem letzten Mesner erzählen.

Als er bei mir anfang, war er ein »christlicher« Mann. Aber als er in meinem Jugendkreis die Gebetsstunde mitmachte, erkannte er, daß er noch keine Ahnung hatte von einem wirklichen Leben aus Gott. Und da hat er sich nun von Herzen bekehrt. Und weil seitdem sein Herz für den Herrn Jesus brennt, ist ihm keine Arbeit zuviel.

Und Arbeit gibt's bei uns! Wir haben die Gottesdienste in einem Saal, in dem auch alle Jugendarbeit stattfindet — auch samstags bis zum späten Abend. Da muß er oft bis in die Nacht hinein arbeiten, damit alles ordentlich und sauber ist, wenn die Leute am Sonntag kommen.

Und wenn die Leute herbeiströmen, dann fängt sein Dienst als Platzanweiser an. Denn die Stühle stehen eng, und es gibt keine Ordnung, wenn er nicht eingreift. Immer wieder späht er, wo noch ein Stuhl frei ist. Und dann führt er die Leute dahin. Und wenn's voll ist, verteilt er weise die Stehplätze. Ja, er kennt seine Leute allmählich. Für den dicken Herrn, der immer zu spät kommt, hat er schon ein Bänkchen draußen bereitstehen. Und die bei-

den schwerhörigen alten Fräulein bekommen garantiert ihren Platz vorne freigehalten.

Wenn dann alle untergebracht sind, steht er an der Türe. Nein! Für ihn selbst ist kein Platz mehr. Da steht er und — ja, nun wird der eifrige Mann ganz stille und hört zu. Es ist eine Freude, ihn zuhören zu sehen. Er weiß: Ich brauche Gottes Wort so nötig, wie jeder andere in der Kirche.

Der große Prediger Spurgeon hat einmal in einer gewaltigen Predigt über die Sintflut gesagt: »Als die Wasser stiegen, kam vielleicht einer der Bauleute, die dem Noah beim Bau der Arche geholfen hatten, geschwommen und rief: Noah, mach doch auf! Ich habe doch mitgeholfen! Und dann rief der Noah aus der Arche: Jawohl, du hast mitgeholfen. Aber du gingst nicht in die Arche, als es noch Zeit war. Nun hat Gott zugeschlossen, und ich kann nicht mehr aufmachen.«

Und dann fährt Spurgeon fort: »Man kann als Mesner oder Pfarrer beteiligt sein am Bau des Reiches Gottes und an der Errettung von Menschen — und doch selbst verlorengelassen.«

Das sollten wir immer bedenken, Mesner und Pfarrer — und alle anderen, die in besonderer Weise Dienst tun in der Gemeinde des Herrn.

Gott fragt uns nach dem Bruder

Es gibt Erlebnisse, die man am besten ganz für sich behält, um sie für das eigene Leben fruchtbar zu machen.

Andere Erlebnisse aber möchte man am liebsten in die Welt hinausschreien. So geht es mir diesmal. Und da ist es wohl gut, wenn ich die Sache hier einfach aufschreibe.

Mein Tag war sehr besetzt. Ich mußte dauernd die Uhr im Auge behalten, damit ich mit allem zurechtkam.

Als ich eilig mein Büro verlasse, um einen dringenden Krankenbesuch zu machen, begegne ich auf dem Flur einem jüngeren Mann. Flüchtig sage ich »Guten Tag!« und will weitergehen. Da sieht er mich so merkwürdig an, daß ich stehenbleibe und frage: »Wollen Sie zu mir?«

Ja, jetzt sehe ich erst, wen ich vor mir habe. Ein junger Bergmann ist es, aus dem Schwabenland, der auf der Zeche »unter Tage« arbeitet. Vor einem Jahr etwa war er zum erstenmal zu mir gekommen in großer innerer Not. Es gehört zu den Ereignissen, die der Verstand nie begreift, wenn — ohne daß ein Mensch eingegriffen hat — ein starker junger Mensch auf einmal vom Geiste Gottes angerührt wird, sein Sündenleben im Lichte Gottes sieht, Angst bekommt vor der Hölle und voll Not einen Menschen sucht, der ihm Antwort gibt auf die Frage: »Was soll ich tun, daß ich errettet werde?«

So war er damals zu mir gekommen. Und ich hatte ihm den köstlichsten Helferdienst tun dürfen, den ein Mensch dem anderen tun kann: Ich führte ihn zu Jesus, dem Heiland der Sünder: »Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.«

Seitdem hatte ich ihn nicht mehr gesprochen. Nur im Gottesdienst sah ich ihn oft.

Und gehört hatte ich von ihm. Es wurde mir berichtet, daß er in dem Ledigen-Heim, in dem er wohnte, einen starken und segensreichen Einfluß auf die Kameraden ausübe.

Da steht er also nun etwas unbeholfen vor mir. »Wollten Sie zu mir?« frage ich noch einmal.

»Ich hätte Sie gern gesprochen«, antwortet er zögernd. »Aber ich seh ja, daß Sie keine Zeit haben.«

»Doch, doch!« erwidere ich schnell. »Steigen Sie nur zu mir in den Wagen. Ich muß bis ans andere Ende der Stadt fahren. Da können wir uns gut unterhalten.«

Und dann fahren wir zusammen los. Während ich den Wagen durchs Gewühl steuere, berichtet er, daß er mit

einigen jungen Burschen im Wohnheim einen Bibelkreis angefangen habe. Nun seien sie da an eine schwere Stelle im Johannes-Evangelium gekommen. Die müsse ich ihm erklären.

Jetzt habe ich eine gerade Straße vor mir. Da erfordert das Fahren nicht so viel Aufmerksamkeit. So kann ich ihm diese herrliche Bibelstelle erläutern. Er strahlt förmlich auf, als er's begriffen hat.

Inzwischen sind wir an dem Hause angekommen, wo mein Kranker wohnt. Ich mache meinen Besuch. Als ich aus dem Haus herauskomme, sieht mich eine Bekannte und bittet mich, sie in die Stadt mitzunehmen.

Das hindert ein weiteres geistliches Gespräch mit dem jungen Freund. Aber ich merke während der Fahrt deutlich, daß er noch etwas auf dem Herzen hat. Und als die Frau ausgestiegen ist, bitte ich: »Legen Sie doch mal los mit dem, was Sie jetzt bedrückt.« Dabei fahre ich den Wagen in eine stille Seitenstraße und halte an.

Erregt sprudelt er los. Es ist wie eine Explosion. Aus tiefster Erschütterung kommen die Worte, die sich förmlich überstürzen:

»Heute morgen sind zwei Bergleute auf unserer Zeche tödlich verunglückt. Einfach zerquetscht wurden sie vom hereinbrechenden Gestein. Und den einen kannte ich. Er hat einige Zeit mit mir gearbeitet. Da hat er oft gespottet über Gott. Und er wußte allerlei Geschichten von Pfarrern. Ich habe dann immer geschwiegen; denn ich dachte, man könne ihm das Evangelium doch nicht klarmachen. Und ich fürchtete, er würde nur zornig werden, wenn ich etwas über Gott sagen würde ... Und jetzt ...« Ich merke, wie die Stimme meines jungen Freundes zittert. »Jetzt ... ist ... er ... in der Ewigkeit ... und ... steht vor ... Gott! Und ich ... ich habe ihn nicht gewarnt. Und ich habe ihm nicht gesagt, wie er errettet werden kann! Ich bin schuldig an ihm!«

Dann ist ein langes Schweigen. Was soll ich auch sagen? Er kennt das Kreuz Jesu, wo man Schuld abladen kann. Das

aber kommt später. Jetzt ist die Stunde des Gerichts, wo unser Herr ihm — und mir, ja, auch mir zeigt, wie gerade die Kinder Gottes in ganz besonderer Weise schuldig werden können an ihren Brüdern. Jetzt ergeht es uns wie dem Manne Hiob, der sagte: »Will Gott mit dem Menschen rechten, kann der ihm auf tausend nicht *eins* antworten.«

»Büffel und Schweine«

Gefängnisse sind mir nicht unbekannt. Ich habe sie nicht nur als Gefangener besucht, sondern auch als freier Mann. So war ich eine Woche lang in einem großen Gefängnis, um dort das Evangelium zu verkündigen. Da hat man Männerversammlungen! Wie quälen sich unsere Pfarrer oft mit ihren Männerabenden, wenn da nur fünfzehn oder zwanzig Alte auftauchen! Hier im Gefängnis ist es anders: Da sitzen sie zu Hunderten, Alte und Junge.

Mir fällt dann immer die Geschichte ein von jenem Manne, der spöttisch zu einer Frau sagte: »Nee, in die Kirche gehe ich nicht. Da sind ja bloß Weiber!« Da erwiderte die Frau schlagfertig: »Dann müssen Sie halt ins Gefängnis gehen. Da sitzen die Männer in beachtlicher Zahl.«

Während der Woche, die ich mit meinem Dienst im Gefängnis zubrachte, erlebte ich etwas Wundervolles. Eines Tages kam ein berühmter christlicher Redner und hielt einen Vortrag. Er führte etwa folgendes aus:

»Ich komme gerade von Nordafrika. Dort leben ja die Mohammedaner. Und dort hörte ich eine islamische Sage: Mohammed wollte alle Tiere bekehren. Das gelang ihm auch fast. Nur zwei Tiere waren unbekehrbar: die Büffel und die Schweine.« Und nun fuhr der Redner fort: »Ja,

so ist es! Die Büffel und die Schweine sind nicht zu retten.« Dann legte er das aus: Die Büffel waren nach seiner Meinung die unbelehrbaren Freidenker, die heute noch mit dem alten Unsinn ankommen: »Die Wissenschaft hat bewiesen, daß es keinen Gott gibt!«, während doch die moderne Atomphysik diesen Standpunkt längst verlassen hat und sich zu Max Planck bekennt, der sagte: »Für die Theologie steht Gott am Anfang, für uns Naturwissenschaftler am Ende aller Erkenntnis.«

Ausführlicher beschäftigte sich der Redner dann mit den Schweinen. Das waren in seinen Augen die Leute, die im Sexuellen die Gebote Gottes mißachteten. »Es führt kein Weg vom Bordell zum Altar!« rief er in die still gewordene Männerversammlung.

Die Versammlung war zu Ende. Geleitet und bewacht von den Beamten, verließen die Gefangenen die Bänke.

Und da erlebte ich das erste Seltsame. Der Gefängnisleiter verabschiedete den berühmten Redner, dankte ihm und fügte dann — fast schüchtern — die Frage hinzu: »Übrigens — ich verstehe Sie nicht ganz. Ich lese auch das Neue Testament. Und in meinem Neuen Testament wird erzählt, daß Jesus gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Das heißt doch: die Büffel und die Schweine! Ich habe es immer so verstanden, daß dies gerade die Pointe des Evangeliums ist, daß die Büffel und die Schweine errettet werden können.«

Der berühmte Redner winkte ab: »Ja, darüber müßte man sich einmal unterhalten. Aber nun ist es leider für mich zu spät. Ich muß weiter.« Dann ging er.

Nachdenklich schaute ich den Gefängnisdirektor an. Ich war noch ganz benommen von der ungeheuren Redegehalt, von der Bildhaftigkeit der Sprache, von der Art, wie er die Männer gefesselt hatte, daß ich mir gar keine Kritik an dem Redner gestattet hätte. Aber — hatte der Direktor nicht recht?

Nachdenklich ging ich, um mich durch die Arbeitssäle des weitläufigen Gefängnisses führen zu lassen. Und dabei

hatte ich das zweite seltsame Erlebnis. Ich kam in einen Saal, in dem viele Männer an Nähmaschinen saßen und irgendwelche Dinge zusammennähten.

Der Wachtmeister kam auf mich zu: »Dort hinten sitzt ein Gefangener, der gern mit Ihnen gesprochen hätte. Vielleicht kann das gleich hier geschehen.«

»Gern!« Und ich ging in die Ecke, wo ein Mann von etwa vierzig Jahren an einer Maschine saß.

Als er mich sah, stellte er die Maschine ab und fragte: »Haben Sie die Rede eben auch gehört?«

»Ja!«

»Was halten Sie davon?«

»Nun, der Mann kann reden. Dagegen bin ich nur ein stammelnder Waisenknabe«, sagte ich lachend.

Da winkte er müde ab, während eine ungeheure Traurigkeit über sein Gesicht ging. Und leise sagte er: »Wenn es so steht, dann haben wir doch keine Chance mehr.«

Ich horchte auf: »Sie meinen, daß Sie zu den Büffeln und Schweinen gehören?«

Da sprang er von seinem Stuhl, sah mich eindringlich an und fragte mit ungeheurem Nachdruck: »Sie nicht?«

Langes Schweigen. Dann erklärte ich ihm: »Doch! Ich gehöre auch dazu.«

»Dann haben auch Sie keine Chance!« sagte er müde und setzte sich wieder.

In dem Augenblick war es mir, als sähe ich den Mann von Golgatha vor mir, von dem es heißt: »Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.«

»O lieber Mann!« rief ich. »Lassen Sie mich die Fortsetzung der Rede von eben machen. Der Redner war so eilig, daß er das Wichtigste nicht mehr sagen konnte. Hören Sie! So sieht es für uns aus: Wir Büffel und Schweine haben keine Chance mehr. Aber Gott hat für uns einen Weg gefunden. Er hat Seinen Sohn gegeben. Der hat alle, alle unsere Schuld auf sich genommen, damit wir Büffel und Schweine errettet werden können. Er sprengt die Ketten und macht uns zu befreiten, erlöst *Menschen!*«

Während ich mich bemühte, ihm das unerhört große Evangelium zu sagen, ging eine Veränderung mit dem Manne vor. Sein müdes Gesicht bekam einen wundervollen Schein der Hoffnung. »Ist das wahr?« fragte er leise.

»Ja, es ist wahr, wir dürfen glauben! Jesus rief die Sünder zu sich und nahm sie an.«

Man erlasse mir das Ende. Nie werde ich diese Stunde im Nähmaschinensaal des großen Gefängnisses vergessen.

»Ich tue recht und scheue niemand!«

Geradezu aufregen kann mich dieser Satz!

Wie oft, ach ja, wie ermüdend oft habe ich es erlebt, daß mir einer, dem ich das Evangelium bezeugte, freundlich abwinkte und überlegen sagte: »Wissen Sie, ich halte mich an die Religion, die schon mein Vater hatte. Und die heißt: Tue recht und scheue niemand.«

Da bin ich dann oft aufgefahren und habe heftig erwidert: »Das ist die blödeste Religion, die ich kenne. Denn erstens ist es eine Religion, bei der Gott noch nicht mal vorkommt. Und zweitens — ist es gar nicht wahr!«

Dann hat der andere wohl still gelächelt, als wenn er sagen wollte: »Wahrscheinlich hast du recht. Aber so ist es für mich am bequemsten.«

Und da läßt sich ja dann nichts machen.

Aber einmal hat es mir Gott doch geschenkt, daß so ein selbstgerechter Sünder aus seinem stolzen Sattel stürzte. Es ist schon fünfzehn Jahre her. Und der Mann, um den sich's dabei handelt, ist längst in der Ewigkeit. So kann man die Geschichte ruhig erzählen.

Ja, man *muß* sie erzählen. Denn wir haben viel vergehen

sehen: ein Kaiserreich und eine Republik und einen totalitären Staat. Und mit diesen Systemen fielen jedesmal Weltanschauungen dahin. Aber der dumme Satz: »Ich tue recht und scheue niemand« ist geblieben, — geblieben in einem Volk, das jahrelang geradezu vorgelebt hat, was Menschenfurcht ist. Doch wer will sich darüber wundern? Den Satz haben schon die Pharisäer zu Kaiser Augustus' Zeiten gesagt.

Aber nun zu der Geschichte!

Da besuchte ich oftmals einen alten Mann in einem Altersheim. Er war ein gottloser, verhärteter Kerl. Und was ich ihm auch aus der Bibel vorlas, das lief an ihm ab wie Wasser am Marmorstein.

Als ich eines Tages wieder in sein Zimmer trete, liegt er im Bett. »Oh, sind Sie krank, Vater N.?« frage ich.

Verdrießlich antwortet er: »Ach, wenn man mal fünfund-siebzig ist, kann man ja ruhig sterben.«

»Stop!« rufe ich. »Halt! Das ist nicht richtig! Ob man ruhig sterben kann, das hängt nicht vom Alter ab. Ich habe einen vierzehnjährigen Jungen ruhig sterben sehen. Und ich habe einen alten Sünder verzweifelt in seinen Sünden dahinfahren sehen. Nein! Vom Alter hängt das nicht ab. Das hängt vom Frieden mit Gott ab!«

Etwas unsicher schaut mich der Alte an. Dann legt er los: »Frieden mit Gott? Den habe ich! Ich habe nichts gegen Gott. Mein Wahlspruch war: Tue recht und scheue niemand! Danach habe ich gelebt. Ich habe niemand bestohlen, ich habe niemand Unrecht getan . . .«

Und während er nun alle seine »guten Taten« aufzählt, kratzt er mit beiden Händen auf der Bettdecke. Es ist, als wenn er alle seine Vorzüge und guten Taten auf ein Häuflein zusammenscharren und vor Gott hinlegen wolle.

Immer noch zählt er auf, während seine Hände das unsichtbare Häuflein hübsch säuberlich zusammenscharren: » . . . ich habe nie Streit gehabt in meinem Hause, ich war immer kameradschaftlich gegen meine Arbeitskollegen, ich habe . . .« Endlich ist er fertig.

»Lieber Mann«, sage ich nun, »da kann ich Ihnen ja nur gratulieren, daß Sie so prächtig und großartig vor das Angesicht des lebendigen Gottes gehen können. Ich bin zwar nur halb so alt wie Sie. Aber so großartig stehe ich leider nicht da. Wenn ich auf mein Leben zurückschaue, dann muß ich sehr traurig werden darüber, wie oft ich versagt habe. Wie oft habe ich Gottes Gebote übertreten! Wie oft bin ich Liebe schuldig geblieben! Wie oft habe ich mit meinen Launen meine Umgebung gequält! Oh, da ist viel, viel Schuld. Und sehen Sie! Darum bin ich froh, daß ich einen Heiland habe, der am Kreuz für mich gestorben ist und der mich verlorenen Menschen mit Gott versöhnt hat. Ja, dieser Heiland ist meine ganze Hoffnung.«

Einige Augenblicke ist es sehr still im Zimmer. Dann seufzt der Alte tief auf und gibt zu: »Ja, wenn ich mir die Sache genau überlege, dann ist in meinem Leben auch nicht alles so gewesen, wie es sein sollte ...«

»Oho!« lege ich nun aber los. »Was soll das denn heißen? Eben haben Sie doch noch so großartig getan, wie Sie vor Gott bestehen könnten und wie Ihr Leben noch in Ordnung sei!«

»Ja ...«, sagt er zögernd, »wenn man sein Leben mal so richtig ansieht, dann ...«

»Ja, lieber Vater, dann packen Sie mal aus und machen Sie Ihr Gewissen frei!«

Und dann kam eine Beichte. Was da gesprochen wurde, hat nur Gott hören dürfen. Aber als der Alte zu Ende war, stand ein riesiger Berg von Schuld und Sünde da, vor dem das kleine Hügelchen auf der Bettdecke ganz und gar verschwand. Ich war erschüttert. »O lieber Mann! Mit solchem Berg von Sünde wollten Sie in die Ewigkeit gehen?! So wollten Sie vor den dreimal heiligen Gott treten?!« Und dann kniete ich an seinem Bett nieder, und wir brachten diesen Berg von Schuld vor Gott.

Als wir das getan hatten, durfte ich ihm sagen: »Nun heben Sie Ihre Augen auf zum Heiland am Kreuz! Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten.«

Dann ging ich und ließ ihn in großer innerer Not und Herzensunruhe. Als ich nach wenigen Tagen wiederkam, fand ich einen völlig verwandelten Mann vor. Nun hatte sein Herz den gefunden, der gekommen ist in die Welt, »die Sünder selig zu machen«.

Und als ein Begnadigter und von Gott Angenommener und wirklich mit Gott Versöhnter ist er im Jahr darauf friedlich hinübergegangen in die Ewigkeit.

Zwischen Tod und Leben

Draußen rauscht endloser Regen über nächtliche Berge und Tannenwälder. Es ist fast unheimlich in dem alten, verfallenden Jagdschloß im dunklen Böhmerwald. Irgend-ein bayerischer König hat es einmal gebaut. Jetzt haust nur noch ein Förster mit ein paar Menschen hier.

Freundlich hat er mich aufgenommen, als ich sehr verregnet anklopfte. Er hat mir ein erstaunliches Zimmer — es ist fast ein Saal — zum Quartier angewiesen. Eine Frau hat im offenen Kamin Feuer angezündet. Dann ist alles schlafen gegangen.

Nur ich kann den Schlaf nicht finden. »Wenn ich doch etwas zum Lesen fände!« Ich nehme die Kerze (elektrisches Licht gibt es nicht) und schaue mich in meinem Prunkgemach um. Von der Decke lächeln mich Gipsputzen an. Über dem Kamin ist ein verblaßtes Wappenschild. Und da ...! Auf dem marmornen Kaminsims liegt ein Büchlein. Wer mag es wohl vergessen haben?

Ich setze mich in den Sessel, rücke die Kerze heran und lese ...

Ein seltsames Buch! Offenbar hat ein Arzt es geschrieben.

Ein Arzt, der ein Leben lang gegen den Tod gekämpft hat. Und nun schreibt er sich hier die Wut und den Schmerz über den allmächtigen Tod von der Seele.

Ich möchte lächeln über die pathetische Sprache. Aber es gelingt mir nicht.

»Wahrlich«, so lese ich, »wem die Augen geöffnet sind für den König Tod, der trägt in sich ein Grauen ohne Maß und ohne Grenze . . . Er ist der wahre Fürst aller Lebenden. Denn er hat Gewalt über alle . . . Leise tritt er an die Betten aus Seide oder aus Stroh — er schiebt den armseligen Arzt beiseite samt seinen Spritzen, Tränken und Pflastern — ein Sprung — ein Griff — oh, wieder hat er gesiegt . . .«

Draußen heult der Wind. Irgendwo in dem alten Schloß kracht etwas unheimlich. Im weiten Flur zwitschern die Schwalben im Schlaf. Der schwarze Hauskater geistert und rumort.

Vor meinem Geist ziehen sie vorbei, die hier wohnten. Da war ein bayerischer König. Der hat manchen frohen Sommertag hier geweiht. Es ist mir, als höre ich das laute Leben eines frohen Hofes: Lachen und Scherzen der Hofdamen und Pagen. Eilende Diener! Ernste Räte!

Wo sind sie? Dahin! — Eine düstere Gruft, ein eingesunkener Grabstein.

Dann hat ein forscher Fabrikherr hier gewohnt. Seine Glashütte brachte Arbeit und Brot ins Waldtal. Da war ein Kommen und Gehen von Käufern und Verkäufern.

Wo sind sie? Die Glashütte ist längst zerfallen. Gras wächst im stillen Hof. Und der Fabrikherr? Dahin! — Ein Grab! Wieder nehme ich das Buch vor. Der junge Arzt hat wohl manches Mal erfolglos mit dem Tod gerungen. Darum haßt er ihn: » . . . O du furchtbarer Herr des Lebens, nichts hält dich auf — du Unentrinnbarer! Du tausendfach Verlarvter, du Krummacher, du Fallensteller — ah, was erfinde ich noch für Namen, meinen ohnmächtigen Haß gegen dich zu schleudern? Du hinterhältiger Kicherer, du Sohlschleicher — wie benenne ich dich richtig, um meine blinden Freunde und tauben Brüder vor dir zu warnen?

Du Bogenschwipper! Du falscher Verräter — du — du — nichts vermag dich ganz zu nennen, denn tausendfach ist deine Form ... alles Leben eilt auf dich zu — auf den großen, schwarzen Schlußpunkt ...«

Und nun kommt wohl das Eigentliche. Denn die nächsten Sätze sind in dem Büchlein ganz dick gedruckt: »Verdammt! Wenn du nur *ein Punkt* wärest, ein Schluß, endgültig und unwiderruflich ... So aber ist es dein besonderer Hohn, daß du dich selbst höhnend in Frage stellst und dein Knochengerippe aus dem Punkt emporfährt zu einem grinsenden *Fragezeichen*: Und dann? ...«

Draußen kracht etwas fürchterlich. Der Sturm hat wohl eine Tanne umgerissen. Erschrocken fahre ich auf. Nein! Das ist unerträglich!

Ich schleudere das schreckliche Buch zurück auf den Kaminsims. Dort in der Ecke liegt mein Rucksack. Mit zitternden Händen reiße ich die Seitentasche auf. Da ist mein kleines Neues Testament. Wo steht das doch, das Wort vom überwundenen Tod? Richtig! Hier im Johannes-Evangelium! Ich setze mich und lese: »Jesus sprach: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben ...«

Der Wind heult, als wolle er aller Verzweiflung in der Welt Ausdruck verleihen. Wie eine helle Siegesfanfare aber klingt das Wort des Herrn Jesus: »Ich bin das Leben!«

Hochauf brennt das Feuer im Kamin und erfüllt allmählich mein Zimmer mit freundlicher Wärme. Still ist es jetzt im Schloß. Mir aber ist zumute, als stehe ich an der brausenden Schlachtfrent, da zwei Welten gewaltig zusammenstoßen.

Die zersprungene Glocke

Wirklich! Das Herz konnte einem wehtun bei dem Anblick: ganz verzweifelt saß der junge Mann vor mir auf dem Sofa. Wie er die Schultern und die Arme hängen ließ, der traurige Zug im Gesicht, die gebeugte Haltung — alles drückte unendliche Verzagtheit aus. Dabei war er ein »Kerl wie ein Baum« — groß und stark, mit einem wilden, schwarzen Haarwuschel. Aber selbst die Haare hingen ihm nun betrübt ins Gesicht.

Endlich ermannte er sich wieder und berichtete weiter:

»Ja, das können Sie gar nicht glauben, was wir für einen Idealismus hatten, als wir heirateten. Mit Verachtung haben wir auf alle die trüben Durchschnittsehen herabgeschaut. Wir hatten uns ja so lieb! ...«

Ein tiefer Seufzer unterbrach seine Rede.

»Und dann?« ermunterte ich ihn.

Er sah mich an: »Nur langsam! Wenn ich an die erste Zeit zurückdenke, dann ... o das kann ich gar nicht beschreiben, was ich für ein Glück hatte. Wissen Sie, meine Frau ist eine hübsche Person. Und gescheit! Wir wollten den Leuten einmal zeigen, wie eine richtige Ehe aussieht. Ja, das wollten wir ...«

Wieder versank er in dumpfes Brüten. Damit das Schifflein wieder flott wurde, gab ich ihm noch einmal einen Stoß. »Was geschah dann?«

Ärgerlich fuhr er auf: »Was soll ich viel sagen! Vorgestern war es soweit — da habe ich mich vergessen und habe sie geschlagen ... Sie war ja auch so frech. Ja, ich habe sie geschlagen ... dann lief sie weg ... das Kind nahm sie mit, das war krank ... und gestern hat sie mir mitteilen lassen, das Kind sei gestorben ... Nun ist alles aus!«

Lange Stille. Dann wagte ich leise zu fragen: »Haben Sie zusammen gebetet?« Verständnislos glotzte er mich an.

So fuhr ich fort: »Also eine Ehe ohne Gott! Ich wundere mich über nichts. Das *kann* ja gar nicht anders ausgehen!« Wild schaute er mich an: »Und unser Idealismus?« Ich wehrte ab: »Mensch! Idealismus zerbricht vor dem Leben. Leben ohne Gott ist ein Rennen ins Unglück.«

Und nun will ich ganz einfach ein paar Stationen der weiteren Geschichte berichten.

Die Beerdigung des Kindes: Es war furchtbar. In der Mitte der kleine Sarg. Rechts stand die junge Frau mit ihren Angehörigen. Sie hatte verweinte Augen. Links stand er allein und sehr trotzig. Die beiden schauten sich nicht an.

Die Bibelstunde: In einem kleinen, armseligen Saal legte ich die Bibel aus. Da saß mit hungrigen Augen der junge Mann vor mir und nahm mir jedes Wort vom Munde, wenn ich von Jesus sprach, der die zerbrochenen Idealisten und Sünder errettet. Nachher bat er mich um eine Bibel. Und dann begann das Ringen eines jungen Menschen um Gott: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!«

Wieder auf meinem Sofa: Ganz verändert saß der junge Mann vor mir. »Herr Pfarrer, jetzt hat mich Jesus gefunden. Ich weiß, daß Er mit Seinem Sterben auch mich versöhnt hat mit Gott. Ich habe Frieden mit Gott! ...« Seine Augen leuchteten auf. Dann fuhr er fort:

»Ich wollte auf keinen Fall zu meiner Frau zurück. Aber heute morgen las ich in meiner Bibel, wie Jesus sagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der bricht die Ehe. —

Jetzt weiß ich, daß ich wieder mit meiner Frau in Ordnung kommen muß. Wollen Sie mir helfen?«

Ich versprach es gerne.

Die junge Frau: Nervös und erregt fuhr sie auf: »Zu ihm zurück? Nie! Der Kerl hat mich geschlagen! Lassen Sie mich in Ruhe ...« Hysterisch fing sie an zu weinen.

Ich ließ ihr Zeit. Dann sagte ich: »Sie sind völlig herunter mit Ihren Nerven. Ich werde Sie zu einem Bauern aufs Land schicken, damit Sie sich erholen. Ich will Ihnen gleich

sagen: Der Bauer ist ein Christ. Und in dem Hause geht es christlich zu!«

Der Gedanke, aus allem heraus in eine stille, ländliche Gemeinde zu kommen, belebte sie. Freudig stimmte sie zu . . .

Der junge Mann: Er ist sehr bedrückt. »Es wird doch nichts mehr!« klagt er. »Es war einmal eine schöne Glocke, und sie hatte einen feinen Klang. Aber sie ist nun hoffnungslos zersprungen.«

Ich tröste ihn: »Vertrauen Sie Jesus und sagen Sie Ihm die Not. Er kann auch eine hoffnungslos zersprungene Glocke so heilen, daß sie einen besseren Klang bekommt.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Ja.«

Ein Brief von dem Bauern: » . . . und was die junge Frau betrifft — na, da haben Sie mir ja eine nette Großstadtpflanze geschickt! Erst fragte sie immer, ob denn kein Kino da sei. Jetzt ist sie ruhiger und hört zu, wenn wir Andacht halten und die Bibel lesen. Aber die Leute aus der Großstadt sind doch schrecklich nervös! . . .«

Eine Karte von der jungen Frau: » . . . und heute ist Karfreitag. Mein ganzes Leben ist gestorben. Aber es muß wohl so sein! Heute hörte ich in der Predigt, daß Jesus für uns gestorben ist. Wenn ich das nur begreifen könnte . . .!«

Noch eine Karte von der jungen Frau: » . . . Ostern ist heute! Ja, wirklich — Auferstehung! Jesus lebt, und ich lebe mit Ihm. Ich bin so schrecklich froh! Nun kenne ich Jesus! Wie danke ich meinen lieben Gastgebern, daß sie mir den Weg zum Leben gezeigt haben. Ich bin mit Jesus zu einem neuen Leben auferstanden . . . und nun möchte ich nach Hause, zu meinem Mann! Jetzt muß ja alles anders werden, weil wir jetzt unsere Ehe mit Jesus führen werden . . . Sagen Sie doch meinem Manne, ob er mich nicht abholen will. Ich freue mich auf ihn . . .«

Ende der Geschichte? Nein! Nun fing sie erst wirklich an. Jesus hat die zersprungene Glocke geheilt. Und sie gab einen neuen Klang.

Dunkle Nachtstunde

Seltsam, wie still nachts um zwei Uhr die Großstadtstraßen sein können, die am Tage mit Lärm erfüllt sind! Schwarz und schweigend stehen die Häuser. Trübe scheinen die Lampen durch den dunklen Nebel.

Fröstelnd biege ich ein in die Straße, die zu dem Krankenhaus führt. Mitten in der Nacht hat mich das Telefon geweckt: Ein Sterbender verlangt nach dem Pfarrer.

Aus einem Hause fällt Licht. Zankende Stimmen stören die Ruhe der Nacht. Um welche Kleinigkeit man sich dort wohl streitet?! Und in dem Krankenhaus schickt sich eine Seele an, in die Ewigkeit zu gehen.

Es ist so wunderbar: Ich sollte das Sterben doch gewohnt sein! Wie viele habe ich dahingehen sehen — auf Schlachtfeldern und auf Krankenbetten! Aber — es ist und bleibt eine erschütternde Sache, wenn der lebendige Gott ruft: »Kommt wieder, Menschenkinder!«

Ich muß mich beeilen! Bald stehe ich vor dem großen Gebäude. Der Pförtner weiß schon Bescheid und weist mich auf die richtige Station.

Und nun betrete ich das Krankenzimmer. Im Bett ein noch junger Mann. Seine Frau sitzt erregt bei ihm. Als sie mich sieht, springt sie auf: »Herr Pfarrer, geben Sie meinem Mann schnell das Abendmahl!«

Ich schaue auf den Patienten. Der Tod hat das Gesicht schon gezeichnet. Der Kranke nimmt keine Notiz mehr von meinem Kommen.

Nein! Ich werde den Mann nicht mehr mit einer Abendmahlsfeier quälen. Aber ich bin der Überzeugung, daß die Sterbenden unser Wort noch hören, auch wenn der Leib keine Zeichen des Verständnisses mehr gibt. Und darum will ich den Mann in die Ewigkeit begleiten mit meinem Gebet und mit den Worten der Gnade.

Die Frau hält meine Hand fest: »Herr Pfarrer, schnell! Geben Sie meinem Manne das Abendmahl!«

Ich schiebe sie beiseite. Ihre Unruhe ist bedrückend. Dann beuge ich mich zu dem Kranken und sage ihm ganz langsam das Bibelwort: »Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde . . .«

Langsam schlägt er die Augen auf und sieht mich an. Die Frau packt meinen Arm: »Schnell! Das Abendmahl!«

Wenn ich doch die Frau zur Ruhe bringen könnte! Ich führe sie auf den Korridor hinaus und versuche ihr klarzumachen, daß ihr Verlangen sinnlos sei. »Sehen Sie, Ihr Mann ist schon viel zu elend. Das Abendmahl quält ihn jetzt nur.«

Sie schluchzt auf: »Aber er soll doch selig werden!«

Was soll man da sagen? »Frau«, erkläre ich ihr erregt, »meinen Sie denn, eine äußerliche Zeremonie könne vom Gericht Gottes erretten? Wenn Ihr Mann den Herrn Jesus Christus kennt als seinen Heiland und an Ihn glaubt, dann ist er errettet — auch wenn er jetzt nicht das Abendmahl nimmt. Und ohne Jesus —, da hilft auch kein Abendmahl!« Aber sie läßt nicht nach! Sie erzählt, wie sehr ihr Mann nach dieser Feier begehre. Sie drängt . . .

Ach, ich war damals ein junger Anfänger im Amt. Auf der Universität hatte mich kein Mensch auf solche Fälle vorbereitet. Hilflos stand ich im Zweifel, was zu tun sei. Dann gab ich nach.

Wir gingen in das Zimmer. Schnell richtete ich die Geräte. Der Mann war durch die leise Unruhe aufgewacht. Still und — wie mir schien — gesammelt, war er jetzt ganz bei der Sache.

»Dies ist der Kelch des Neuen Testaments in meinem Blute, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.« In der unendlich stillen Nachtstunde standen diese gewaltigen Worte wie Felsen der ewigen Errettung . . .

Betend wartete der Krankenwärter im Hintergrund. Ich kannte ihn als einen von Herzen gläubigen Christen.

Als die Feier zu Ende war, sank der Mann befriedigt zurück in die Kissen. Ich verließ mit dem Wärter das Zimmer. Nun sollten die beiden Eheleute allein sein, um Abschied zu nehmen.

Aber — ich kam noch nicht fort. Der Wärter verwickelte mich in ein Gespräch. Und ich ließ es gern geschehen. Mir war, als sei diese Sache noch nicht zu Ende.

Es verging eine halbe Stunde. Alles war still.

»Wir wollen nach dem Kranken sehen«, sagte ich und öffnete die Tür.

Da bot sich mir ein verblüffendes Bild: Aufrecht saß der Mann im Bette. Lachend rief er uns zu: »Ich bin über den Berg. Es geht besser!« Und lachend und weinend warf sich seine Frau an seinen Hals.

Es war erstaunlich. Aber warum sollte das nicht stimmen? Es läuft mancher durch die Straßen, den die Ärzte einmal aufgegeben hatten. Und die Freude der beiden steckte einfach an. Da mußte man sich mitfreuen.

Ich nahm die Hand des Kranken: »Wie glücklich bin ich, daß ich das miterleben darf.« Und nun ergriff mich dieser Wechsel der Situation mächtig. Ich mußte noch ein Wort sagen: »Lieber Mann, als Sie an den Pforten der Ewigkeit standen, ist der Herr Jesus zu Ihnen gekommen mit Seiner Gnade. Lassen Sie nun nicht mehr von diesem Heiland!«

Da ging auf einmal ein abscheuliches Grinsen über das Gesicht des Mannes — es war wie ein Flammenschein der Hölle. Spöttisch lächelnd sagte er: »Ach, das alles brauche ich doch nicht mehr. Ich lebe ja wieder!«

Erschüttert hörte ich diese unglaubliche Rede. Jedes Wort blieb mir in der Kehle stecken. Und während ich noch so stand, griff der Patient plötzlich nach seinem Herzen und — sank langsam zurück. Er war tot!

Da bin ich in die Nacht geflohen . . .

Die böse und die gute Schwiegermutter

»Herr Pfarrer, Sie müssen meiner Tochter mal ins Gewissen reden!« jammerte die Frau.

Händeringend saß sie vor mir. Ich kannte sie gar nicht. In meinen Gottesdiensten jedenfalls hatte ich sie nie gesehen. Mit ihrer geschwätzigen Art machte sie einen ungu-
ten Eindruck auf mich.

»So? Ihre Tochter ist auf bösen Wegen? Was hat sie denn getan?«

»Oh, Sie müssen ihr mal ins Gewissen reden! Jeden Abend steht sie in der Haustür mit einem jungen Mann.«

Ich mußte lachen: »Das ist der Lauf der Welt. Ich denke, sie wird Ihnen den jungen Mann eines Tages in die Wohnung bringen und . . .«

Weiter kam ich nicht. Wie von der Tarantel gestochen sprang sie auf und rief: »Nie darf mir der Kerl in die Wohnung kommen! Ich bin froh, daß ich ihn los bin!«

Ich staunte: »Sie kennen den jungen Mann?«

»Aber natürlich! Meine Tochter war ja mit ihm verheiratet.«

»Ihre Tochter war mit ihm verheiratet? Und jetzt steht sie mit ihm des Abends vor der Haustür? Das verstehe ich nicht!«

»Ja, meine Tochter ist doch von ihm geschieden. Ich habe meiner Tochter gleich gesagt, als sie ihn das erstemal anbrachte: Der ist nichts für dich!«

»Und da hat Ihre Tochter ihn doch geheiratet?«

»Leider!« klagte die Frau. »Ich hab' sie immer gewarnt.«

»Aber wenn Ihre Tochter mit ihm verheiratet ist, braucht sie doch mit ihm nicht vor der Haustür zu stehen.«

»Na, verstehen Sie doch! Sie hat sich dann doch von ihm scheiden lassen!«

»Ach so! Sie hat sich scheiden lassen, weil Sie das woll-

ten. Und jetzt zeigt sich, daß die beiden sich doch zu lieb haben. Und nun treffen sich die Geschiedenen wie ein heimliches Liebespaar? Ist es so?»

Die Frau nickte.

Das war ja eine komische Geschichte! Da mußte ich noch ein wenig klarer sehen. So fragte ich: »Warum mochten Sie den jungen Mann nicht? Ist er faul? Trinkt er? Mißhandelt er seine Frau? Verpulvert er das Geld?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nee, das ist es nicht. So ist er ja ganz ordentlich. Nur — ich wollte ihn nicht. Er ist doch bloß Bergmann. Und meine Tochter ist hübsch. Die konnte was Besseres kriegen.«

Da war's um meine Fassung geschehen. Jetzt wusch ich der Alten den Kopf, daß sie ganz klein wurde. Und dann ging ich mit ihr zu der Tochter. Ich fand eine nette junge Frau. Und da erfuhr ich dann, wie sehr sie ihren Mann liebte, aber unter dem Einfluß der Mutter die Scheidung betrieben hätte. Doch nun — ja, nun stellte sich heraus, daß sie und ihr Mann das sehr bereuten. Und sie wüßten nicht, was sie tun sollten.

Kurz und gut: Ich sorgte dafür, daß die beiden eine eigene Wohnung fanden und aus dem Einfluß der Mutter herauskamen. Sie haben wieder geheiratet und sind recht glücklich miteinander geworden.

Wer einmal den vielen Ehescheidungen auf den Grund sehen könnte, der würde erschrecken, wie der Teufel oft die nächsten Angehörigen benutzt, um Eheleute auseinanderzutreiben. Da wird gehetzt und gestochert, bis so ein armes Weiblein glaubt, es sei betrogen, oder bis so ein armer Mann sich einbildet, er sei an die Falsche geraten.

Darum lobe ich mir die wackere Frau, von der ich jetzt noch erzählen will.

Da lebte in Frankfurt am Main eine Witwe, die sich mit ihren heranwachsenden Kindern mühsam durchschlug. Eines Tages brachte ein Telegramm Aufregung in die

Wohnung. Der älteste Sohn, der fern von zu Hause war, teilte mit: »Habe mich verlobt. Komme übermorgen mit meiner Braut.«

Da war zuerst betretenes Schweigen. Hätte dieser Sohn nicht vor allem für seine Mutter und für seine Geschwister sorgen sollen? Und — wie war denn nun diese Braut? Niemand kannte sie. Etwas beklommen ging man an dem Abend auseinander.

Die Mutter aber war eine rechte Christin. Sie schüttete in der Nacht ihr Herz dem Herrn aus. Und am nächsten Morgen versammelte sie alle um sich und sagte: »Jetzt gebe ich ein strenges Gebot. Ihr sollt euch nur freuen mit eurem Bruder und die neue Schwester mit Liebe aufnehmen. Und jetzt das Wichtigste: Ich will, daß wir alle nur das Gute an dem Mädchen sehen. Sollte jemand von euch einen Fehler entdecken an ihr, dann darf man mit niemand darüber sprechen. Dann sagt ihr das nur Gott.«

Währenddessen saß das Brautpaar auf der Bahn. Dem Mädchen war es schwer ums Herz: Wie würde sie bestehen vor den kritischen Blicken der Schwägerinnen, von denen ihr Geliebter so viel Rühmliches zu berichten wußte?

Aber von der freudigen Begrüßung an waren alle Sorgen verflogen. Es umgab sie eine solche Liebe und Herzlichkeit, daß sie ihr Herz ganz öffnete und namentlich ein unbegrenztes Vertrauen zu der Mutter ihres Bräutigams gewann.

Liebe und Frieden regierten. Und sie sind geblieben — nun seit über dreißig Jahren.

Warum soll ich es verschweigen? Die Witwe, die so lieb und weise handelte, war — meine Mutter.

Jesus beim Straßenbau

Es waren herrliche Sommertage, die ich mit 45 ehrenamtlichen Mitarbeitern in einer kleinen schwäbischen Stadt verlebte.

Wenn meine jungen Männer abends singend durch die Straßen zogen, um zu den Evangelisations-Vorträgen einzuladen, dann öffneten sich die Fenster und Türen. Solch ein Singen war den lieben Leuten etwas ganz Neues.

An einem Morgen schlenderte ich zu dem Hotel, in dem wir frühstückten. Ein klein wenig ärgerte ich mich; denn meine jungen Männer waren wieder nicht rechtzeitig fertig geworden mit Waschen und Anziehen. So ging ich schon mal voraus, um die Wirtin um Geduld zu bitten.

Mein Weg führte an einer Kolonne von Arbeitern vorbei, die eine neue Straße anlegten. Da schnaufte die Dampfwalze, da rasselten die Steine von den Lkws, da klangen Spitzhacken und Schaufeln.

Auf einmal warf einer der Arbeiter seine Schaufel weg, stellte sich mir in den Weg und sagte: »Herr Pfarrer, wenn Ihre Kerle no mol an uns vorbei gehet, ohne daß se singet, no-no-hoiß i Sie alles.« (Für Leute, die kein Schwäbisch verstehen: Er droht mir mit den schrecklichsten Beschimpfungen, wenn meine jungen Männer nicht auch bei ihnen sängen.)

Ich blieb stehen: »Ja, wissen Sie denn auch, was für Lieder wir singen? Jesus-Lieder! Und ich weiß nicht, ob ...«

»Ja, grad des ischt recht!« meinte er. Er rief das so laut, daß seine Kameraden es wohl hörten. Und — ich staunte — die nickten zustimmend.

Da war mein Ärger weg. Ich lief zurück: »Liebe Männer!« rief ich. »Jetzt gilt's. Jetzt singen wir erst mal bei den Erdarbeitern unsere Lieder! Mag die liebe Wirtin ruhig noch fünf Minuten länger warten!«

Nie werde ich dies Bild vergessen: Da standen im strahlenden Morgensonnenschein die 45 jungen Männer aus der Großstadt und sangen: »Ich blicke voll Beugung und Stauen / Hinein in das Meer seiner Gnad' / Und lausche der Botschaft des Friedens, / Die Er mir verkündigt hat. / Sein Kreuz bedeckt meine Schuld, / Sein Blut macht hell mich und rein ...«

Und da stand die Kolonne der Arbeiter. Hacken und Schaufeln ruhten. Die Dampfwalze hatte ihr Schnaufen eingestellt. Mit Sammlung und Andacht hörten die Männer zu. Und als der Vers kam: »Der Fürst meines Friedens ist nahe ...« da konnte ich nur denken: Ja! In der Tat! Es ist wunderbar, wie nahe Er ist!

»Gott ist an allem schuld!«

Manchmal erlebt man das Walten des lebendigen Gottes so deutlich, daß einem der Atem stockt. Und wenn das geschieht, ist man — so glaube ich — immer irgendwie beschämt. Dazu will ich eine kleine Geschichte erzählen: Da saß ich am Steuer meines Wagens und schimpfte mächtig vor mich hin. Es war auch wirklich kein Spaß, zu fahren: Der Regen troff nur so. Man konnte kaum durch die Scheiben sehen. Und die Nacht war schwarz wie ein Tunnel. Dabei mußte ich mich durch das ganze Ruhrgebiet durchwürgen. Es ging über lauter Straßen mit einem ekelhaften Kopfsteinpflaster; das ist bei Regen schrecklich glatt. Und dann die Straßenbahnschienen! Der Wagen rutschte nur so durch die Gegend! Und der Verkehr! Jedes entgegenkommende Auto, ja, jeder Radfahrer — und es wimmelte von Bergleuten, die zur Schicht fuhren! — warf mit seiner

Laterne eine lange Lichtbahn in die Nässe. Das blendete unerträglich!

Das war nun schon der dritte Abend, daß ich diese Schinderei mitmachte. Und vier Abende hatte ich noch vor mir. Dazu sah es gar nicht so aus, als wenn das Wetter besser werden wollte. Es war »zum Auswachsen«!

Und warum das alles?

Da hatte nun so ein kleines Nest eine Evangelisation veranstaltet. Na, schön! Aber was in aller Welt hatte mich bewogen, diese Sache zu übernehmen? Eigentlich hatte ich selbst das auch gar nicht getan. Wie war es denn dazu gekommen? Einige Jungen meiner Gemeinde waren in dem Nest freundlich aufgenommen worden. Und da hatte man sie am Schluß gebeten: »Nun sagt doch eurem Pfarrer, er soll mal eine Woche lang bei uns Vorträge halten!« Das hatten die Burschen so halb zugesagt. Jedenfalls versicherten sie mir, ich dürfe sie jetzt nicht blamieren und absagen! ...

»Langsam! Langsam!« Ich fasse das Steuer fester. Es geht wieder um so eine blödsinnige Kurve. Und natürlich, da kommt mir ausgerechnet ein riesiger Lkw entgegen. Abblenden, das kennt der Fahrer offenbar auch nicht! ... Vorsichtig schiebe ich meinen Wagen daran vorbei ...

Wirklich, es ist »zum Auswachsen«! Ich muß an den ärgerlichen Brief denken, der zu Hause auf meinem Schreibtisch liegt. Aus Heidelberg ist er gekommen. Und die Leute dort beschwerten sich bitter, daß ich ihnen nun schon zum zweitenmal eine Einladung abgeschlagen habe.

Im Geist sehe ich die große Kirche in Heidelberg vor mir. Unwillkürlich vergleiche ich sie mit dem armen Dorfkirchen dort in dem »Nest«. Nur mit Mühe und Not bekommt man da ein paar Leute zusammen. Das ist ja so verständlich: Wer mag bei diesem Wetter die weiten Wege aus den verstreuten Bauernhöfen antreten! Das müssen immerhin sehr hungrige Seelen sein!

Im Gedanken an diese verlangenden Herzen wird mir ein bißchen besser zumute.

So, und nun haben wir endlich die letzten Zechen hinter uns. Jetzt kann man etwas freier fahren. Wir überholen ein paar tiefende Gestalten, die zu der Dorfkirche eilen — durch Nacht und Sturm! Wirklich — das Bild packt uns. Und man schämt sich schon fast seines Ärgers.

Aber das Eigentliche kommt erst!

Als ich meinen Wagen am gewohnten Platz anhalte, erwartet mich da ein Mann: »Guten Abend, Herr Pfarrer! Darf ich Sie in mein Haus einladen? Es kommt da ein kleiner Kreis zum Gebet zusammen vor Ihren Versammlungen.«

Das kann man brauchen. Alle Nerven zittern nach der anstrengenden Fahrt. Da ist es schön, mit Gleichgesinnten vor Gott stille zu werden.

In einem netten Hause finden wir ein paar Männer, Frauen und junge Leute. Und da hören wir die wunderbare Geschichte, die mir klar macht, warum ich ausgerechnet dort Vorträge halten mußte.

»Sehen Sie«, berichtet der Mann, »schon in meinem Elternhause hat das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesus Christus das Leben beherrscht. Und darum hat es meinen Vater und meinen Großvater immer geschmerzt, daß hier in der Gegend so viel geistlicher Tod ist. Die Leute gehen auf in den Sorgen des täglichen Lebens. Und nach Frieden mit Gott fragen nur ganz wenige.

Als mein Vater dann hörte, daß da und dort Vortragsreihen und Evangelisationen gehalten wurden, sagte er oft: ‚Wenn das doch in unserer Gemeinde einmal geschähe, daß eine Woche lang der Weg zur ewigen Seligkeit klargelegt würde!‘

Wir Jungen meinten dann, wir könnten das ja mal veranstalten. Aber mein Vater wehrte ab: ‚Das darf man nicht erzwingen! Das muß vom Kirchengemeinderat oder — wie man hier sagt — vom Presbyterium ausgehen! Wir wollen darum beten!‘ — Und das haben wir seitdem getan. Nun schon durch Jahre hindurch. Mein Vater ist darüber gestorben. Aber wir haben weitergemacht. Jede Wo-

che ist hier im Hause gebetet worden, Gott möge es dem Presbyterium doch ins Herz geben, daß sie einmal einen Evangelisten berufen . . .

Und sehen Sie, jetzt hat Er unsere Bitten erhört. Sie sind ganz offiziell vom Presbyterium berufen. Und wir können Ihnen gar nicht sagen, wie sehr wir uns freuen, daß nun eine Woche lang unser Kirchlein sich füllt — trotz Sturm und Regen!«

So wurde mir dort in der Stube berichtet. Und man wird verstehen, daß es mir etwas den Atem verschlug. Denn wenn wir auch mit der Erfüllung unserer Gebete rechnen, so ist es für unsere harten Herzen doch immer wunderbar, wenn wir die Hand des lebendigen Gottes eingreifen sehen.

Wie mußte ich mich nun von Grund meines Herzens schämen, daß mir diese Fahrten hatten zu viel werden wollen!

Aber dabei durfte ich gar nicht stehenbleiben. Da war ein junger Mann in der Stube. Der lachte mich fröhlich an und sagte: »Sehen Sie, darum hat es uns auch so gefreut, daß Sie am ersten Abend ausgerechnet das Thema hatten!«

Da besann ich mich, daß ich meine Vortragsreihe begonnen hatte mit einer Rede über das Thema: »Gott ist an allem schuld!« So stand es auf den Handzetteln, die zu den Versammlungen einluden. In der Tat: Gott war an allem schuld!

Da wurde mir das Herz weit. Und so haben wir zusammen gebetet, daß Er in dieser Sache weiter wirken wolle.

Die verlorene Tasche

Der Herr Jesus hat einmal eine Geschichte von einem verlorenen Groschen erzählt.

Wenn er heute über die Erde ginge, würde er vielleicht die Geschichte von meiner verlorenen Tasche erzählen.

Die Tasche war von gutem, braunem Leder. Und in der Tasche befand sich all das, was ich auf meiner Reise schnell zur Hand haben mußte: der Reisepaß und meine sonstigen Papiere, der elektrische Rasierapparat und vor allem meine Vortragsmanuskripte.

Verloren hatte ich die Tasche in der norwegischen Stadt Stavanger — genau gesagt: im Kofferraum eines großen Chryslerwagens, der als Taxe durch die Straßen von Stavanger fuhr.

Stavanger ist eine entzückende Stadt. Als unser Schiff am Ufer anlegte, war ich hell begeistert. Allerdings hatte ich nicht viel Zeit, mich der Bewunderung des schönen Stadtbildes hinzugeben. Denn am Landeplatz standen allerlei Leute, die mich begrüßen wollten. Ich war auf einer Vortragsreise durch sechzehn norwegische Städte. Jeder neue Tag führte mich in eine andere Stadt. Allmählich kam ich mir vor, als sei ich in einen Wirbel geraten, in dem ich mich selber nicht mehr ganz zurecht fand.

Ein junger Mann ergriff mein Gepäck: den Koffer und die bewußte Tasche. Die ganze Gesellschaft stieg in bereitstehende Autos. Und dann fanden wir uns wieder in einer entzückenden Villa mit Ausblick aufs Meer.

Hier stand ein Frühstück bereit. Reden wurden gehalten. Und ehe ich recht zugegriffen hatte, hieß es: »Sie müssen jetzt zu den Oberklassen der höheren Schulen reden. Die versammeln sich im Dom.«

»Gehen Sie nur!« sagt ein Student. »Steigen Sie in den Wagen! Ich lade Ihr Gepäck in den Kofferraum.«

Und dann Fahrt durch Stavanger. Es gießt in Strömen. Da — der wundervolle Dom!

»Gehen Sie schnell in den Dom!« mahnt der Student. »Wir haben schon fünf Minuten Verspätung! Die Klassen warten schon. Ich bringe Ihr Gepäck und stelle es in die Sakristei!«

Ich renne durch den Regen in das Portal. Ein Schuldirektor begrüßt mich. Im Chor sitzen viele junge Norweger. Sie haben Deutsch gelernt. Und wenn ich ganz einfach rede und ganz langsam, verstehen sie mich ohne Dolmetscher. So hat mein lieber Freund, Reisebegleiter, Dolmetscher und Manager der ganzen Reise, Nils Seim, einmal eine ruhige Stunde.

Ich komme bald in einen guten Kontakt mit den jungen Menschen. Wir sind uns einig, daß die Jugend Europas nach einer festen und glaubwürdigen Wahrheit sucht. Und dann bezeuge ich ihnen den Herrn Jesus, der sagte: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.«

Die Versammlung ist zu Ende. Trotzdem dauert es noch eine gute Weile, bis der letzte gegangen ist. Ich werde umdrängt und mit Fragen überschüttet.

Endlich ist es soweit. Erschöpft ziehe ich mich in die Sakristei zurück. »So!« sagt Nils Seim. »Jetzt gehen wir noch ein wenig ins Hotel. Und dann sind wir zum Essen bei einem der Studienräte eingeladen.«

Mir aber treten die Augen aus dem Kopf: »Wo ist denn meine Tasche?« Der Koffer steht da. Aber die Tasche?! Hat der Student sie denn nicht ausgeladen?

Nils Seim zuckt die Achseln. »Er wollte sich um das Gepäck kümmern.«

»Wo ist denn der Unglücksmensch?«

»Das weiß ich nicht. Er ist weggegangen.«

Da stehe ich nun: im fremden Land ohne Paß. Und ohne meine Vortragsmanuskripte. Ich fahre mir über das Gesicht: Rasieren sollte ich mich auch. Aber der Apparat ist mit der Tasche fort.

Nils Seim ist leise weggegangen. Ich sitze ganz verzwei-

felt in einem der schönsten und berühmtesten Dome in einer Bank. Aber die Schönheit läßt mich kalt. Ich bin restlos fertig. Im Geist sehe ich mich auf dem Flugplatz in Oslo stehen — ohne Paß! Heulen könnte ich.

Endlich — nach langer Zeit — erscheint Nils Seim. »So!« sagt er. »Wir fahren jetzt zum Essen.«

»Und meine Tasche?« frage ich grimmig.

»Die wird schon wiederkommen!« meint er beruhigend. Während wir durch die Stadt fahren, berichtet er: »Offenbar hat der Student die Tasche im Kofferraum unserer Taxe stehen lassen. Ich habe den Polizeichef angerufen und ihn gebeten, er möge doch alle Taxiunternehmen mobilisieren. Er hat von Ihrem Vortrag schon gewußt und sehr freundlich seine Hilfe zugesagt.«

Wir sitzen in einem gastlichen norwegischen Haus beim Essen. »Machen Sie sich keine Sorgen«, sagt tröstend mein Gastgeber. »In Stavanger wird nicht gestohlen.«

»Wirklich nicht?« frage ich erstaunt.

»Sie können sich drauf verlassen«, meint er.

Armes Deutschland! muß ich denken. So etwas möchte ich von keiner deutschen Stadt behaupten.

Wir brechen auf. Der Gastgeber hat eine Taxe bestellt. Als der Chauffeur hört, daß ich deutsch spreche, fragt er: »Sind Sie der Herr, der die Tasche verloren hat?«

Ich erstaunt: »Woher wissen Sie?«

Er lacht: »Es gibt keinen Taxifahrer in Stavanger, der nicht nach Ihrer Tasche gesucht hat. Aber sie ist gefunden. Das Unglück war, daß ausgerechnet der Fahrer, der ohne eine Ahnung davon zu haben, Ihre Tasche in seinem Kofferraum hatte, gleich nach Ihrer Fahrt in eine Werkstatt gefahren ist. So entging er für zwei Stunden der allgemeinen Kontrolle. Aber jetzt hat man ihn aufgestöbert. Und er wird die Tasche wohl in Ihr Hotel gebracht haben.«

Wirklich: Der Portier kam mir schon entgegen: »Hier ist die verlorene Tasche.«

Da habe ich geschrien vor Freude. Und nun meine ich, wenn der Herr Jesus heute über die Straßen der Erde

ginge, würde er die Geschichte von Lukas 15 — die Geschichte von dem verlorenen Groschen — vielleicht so erzählen: »Wo ist ein Pfarrer, der seine Tasche mit wichtigen Papieren verliert, der nicht ganz Stavanger auf den Kopf stellt, bis er sie findet? Und wenn er sie gefunden hat, so ruft er Nils Seim und alle seine Freunde und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe meine Tasche gefunden, die ich verloren hatte. — Also auch, sage ich euch, wird Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut.«

»Das Gewissen . . . ach ja, das Gewissen!«

Unvermutet stehe ich einem hochgewachsenen Herrn gegenüber. Ich schaue in das kluge, aufgeschlossene Gesicht. Meine Gedanken rennen aufgereggt durcheinander: »Den kennst du doch! Das ist doch . . .«

Und dann weiß ich auf einmal, wer es ist. Im Geiste sehe ich mich in einem großen Konzertsaal. Eine festliche und erwartungsfrohe Menge füllt ihn bis zum letzten Eckchen. Auf dem Podium stimmen die Musiker ihre Instrumente. Rings um das Orchester bilden die Chöre einen ornamentalen Rahmen: Die Frauen in Weiß, die Männer in feierlichem Schwarz.

Auf einmal brandet ein gewaltiger Beifall auf: Der bekannte und beliebte Dirigent ist erschienen. Mit großen Schritten eilt er zu seinem Pult, ergreift den kleinen Stab, erhebt die Arme — totenstill wird es in dem Saal.

Und dann erklingen die unendlich ergreifenden Töne der Bachschen »Matthäus-Passion«: »Kommt, ihr Töchter, helft mir klagen . . .« in meisterhafter Vollendung.

Ja, so ist es, dieser berühmte Dirigent, den ich selbst so hoch schätze, steht vor mir.

Ich ergreife die Gelegenheit, ihm für alles zu danken, was er mir geschenkt hat. Namentlich für die herrliche Wiedergabe der Bachschen Matthäus-Passion.

»Ja«, sagt er, »es ist eine seltsame Zeit, die wir erleben. Es ist, als wenn die Menschen etwas Tieferes suchten. Sehen Sie, wenn ich ein Konzert mit leichter Musik ankündige, dann ist der Saal halb voll. Wenn ich aber die Matthäus-Passion gebe, dann sind zwei Aufführungen überfüllt.«

»Ja, es ist eine Unruhe über die Menschen gekommen«, erwidere ich. »Sie fangen an zu begreifen, daß nur das Evangelium Antwort auf unsere Lebensprobleme geben kann ...« Aufmerksam hört er mir zu. Aber sein Gesicht ist mit sieben Siegeln verschlossen. Um ihn aus seiner Reserve herauszulocken, setze ich etwas spöttisch hinzu: »Es ist nur bedauerlich, daß unser gebildetes Bürgertum von all dem so wenig merkt.«

Erstaunt mustert er mich, als wenn er fragen wollte: »Soll unser Gespräch denn mehr sein als eine höfliche Unterhaltung?«

Und dann sagt er: »Sie unterschätzen unseren Ernst. Sehen Sie, jedesmal, wenn ich die Matthäus-Passion dirigieren muß, lese ich vier Wochen lang nur das Matthäus-Evangelium.«

Ärgerlich winke ich ab: »Wenn Johann Sebastian Bach zufällig den Koran vertont hätte, würden Sie vier Wochen lang dieses Buch lesen!«

Jetzt schaut er mich ratlos an. Und da mache ich wie ein Fechter nun einen offenen Ausfall: »Ich meine: wann werden die Gebildeten in unserem Volk, also Leute wie Sie, es endlich begreifen, daß sie ohne das Evangelium nicht leben können!«

Er springt auf: »Nun, wenn wir hier so offen reden, dann will ich Ihnen einmal sagen, was ich in dieser Sache denke!«

»Herrlich! Herrlich!« rufe ich fröhlich. »Zwei gebildete

Bürger wollen ohne höfliche Verstellung miteinander reden! Wenn das nicht großartig ist!«

Er lächelt und wird dann auf einmal sehr ernst. Denn er begreift als ein kluger Mann wohl, daß konventionelle Höflichkeit eine unheimliche Waffe sein kann gegen das »Wort der Wahrheit« und daß ein Prediger des Evangeliums diese geschmeidige Waffe mehr verabscheuen muß als den brutalen Angriff der primitiven Gottlosigkeit.

»Also, die Sache ist so«, sagt er langsam, als wenn er nun jedes Wort noch einmal prüfen wolle, »wenn ich ein Wort des Johannes-Evangeliums lese — das ist ganz groß! Ganz groß und herrlich! Aber wenn ich Bruckners dritte Symphonie höre ... das ist größer! Ja, das ist größer! Denn ... das Wort ist nicht das Letzte!«

So, nun ist es heraus. Und einen Augenblick lang liegt zwischen uns eine große Stille. Denn es ist schon eine besondere Sache, wenn ein Mann sein Herz offenbart.

Aber ich durfte diesen Satz nicht so stehen lassen. Denn ich bin überzeugt, daß gerade in dieser Haltung ein Grund für die geistige Katastrophe des Abendlandes liegt. Darum unterbrach ich das Schweigen: »So, das Wort ist nicht das Letzte? Ich fürchte, Sie haben den tiefsten Grund der inneren Unruhe unserer Zeit noch gar nicht erkannt. Wir sind ein ruchloses Jahrhundert, wie seit der Renaissance keins mehr gewesen ist; die Menschen unserer Zeit sind unendlich schuldig geworden. Und die tiefste Ursache aller Unruhe ist — das böse Gewissen. Gott ist für unsere Zeit noch nicht so tot, daß Er nicht die Gewissen beunruhigte ...«

Geradezu erschrocken starrte er mich an. Ich fuhr fort: »Und sehen Sie! Da kann sogar Ihre beste Musik vielleicht die Rolle von Morphinum spielen. Was unsere Zeit aber braucht, ist nicht Morphinum für die Gewissen, sondern Heilung der Gewissen. Und da hilft nur ein Wort, nämlich ein klares Wort Gottes. Etwa das Wort: ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.‘«

Deutlich sehe ich ihn noch vor mir, wie er an die Veranda-

tür gelehnt dastand. Meine letzten Worte hatte er gar nicht mehr aufgenommen. Als wenn er in ein neues Land schaute, sagte er nur immer wieder: »Das Gewissen! ... Ach ja, das Gewissen! Das ... gibt es auch noch?! Das habe ich ja ganz vergessen! — Das Gewissen!« Ohne Abschied ging ich weg. Ich glaube, er hat es gar nicht gemerkt ...

Jesus in Berlin

Als ich in meinem Berliner Hotel angekommen war, stellte ich mit Schrecken fest, daß ich im Flugzeug mein kleines Testament hatte liegen lassen.

Das durfte nicht verlorengelassen! Mein Hotel lag gleich neben dem Flughafen. So war ich ein paar Minuten später wieder dort, um mein liebes kleines Testament zu suchen, das mit vielen Erinnerungen verbunden ist.

Ein netter Manager nahm sich der Sache an. Er führte mich in ein Büro und nahm den Telefonhörer: »Also, sagen Sie nochmal — um was handelt es sich?«

»Um ein Neues Testament.«

Er machte ein verlegenes Gesicht. Die Sache war ihm offenbar fremd. Ich erklärte: »Das ist ein Teil der Bibel.«

Verlegenes Achselzucken.

So erklärte ich weiter: »Ein kleines Büchlein, in braunes Leder gebunden.«

»Ach so!« Jetzt hellte sich sein Gesicht auf. Er wählte eine Nummer. Und dann hörte ich, wie er erklärte: »Ja ... ein kleines Büchlein in braunem Leder ... Es muß sich um irgend etwas Kirchliches handeln ...«

Ich bekam mein geliebtes Testament wieder. Aber ich war doch erschüttert. »Armes Berlin!« dachte ich. »So weit ist

es mit dir gekommen! So ein Ninive bist du geworden, daß man Gottes Wort nicht einmal dem Namen nach mehr kennt!«

»Irgend so was Kirchliches . . .« Ich wußte nicht, ob ich lachen oder traurig sein sollte.

Und doch bin ich dann bei diesem Aufenthalt, der nur 36 Stunden dauerte, dreimal dem Herrn Jesus begegnet.

Am Abend sollte ich einen Vortrag halten in der Berliner Stadtmission. Am Nachmittag bummelte ich mit einem Freund durch die Stadt, um das Gesicht dieser unheimlich lebendigen und spannungsreichen Stadt zu studieren.

Davon wäre nun viel zu erzählen: von Trümmern und dem schon wieder eleganten Kurfürstendamm; von dem verlassenen Tiergarten und dem belebten Alexanderplatz; von der Sektorengrenze am Potsdamer Platz und dem vornehmen Café Kranzler.

Ja, dort, in dem Café, war es, wo mir der Herr Jesus begegnete in dem Gewühl Berlins. Wir waren müde, wollten uns ein wenig setzen und einen Kaffee trinken. Leider fanden wir keinen Platz. Da saß alles voll mit eleganten Damen und Herren. Wir wollten schon wieder gehen, da fiel mein Blick auf ein seltsames Bild: Mitten zwischen den Tischchen stand ein junges Mädchen in der Uniform der Heilsarmee und — redete von Jesus. Sie hatte wohl gesammelt, denn in ihrer Hand sah man eine Büchse. Dann hatte wohl jemand sie etwas gefragt. Sie hatte geantwortet. Es kamen neue Einreden. Und nun stand das junge Ding da — verlegen und doch so unendlich sicher — und bezeugte den Heiland. Und von allen Tischen beugten sich die Damen und Herren herüber, um auch etwas zu verstehen.

Das war das erste Mal, daß ich in diesen 36 Stunden Jesus auf der Straße traf. Das zweite Mal war ein wenig später. Da blieb mein Freund plötzlich stehen und zeigte — mitten auf dem Kurfürstendamm — auf eine Schaufensterauslage. Es war keine christliche Buchhandlung. Das sah man gleich. Da war alles ausgestellt, was nur in der letzten Zeit an Büchern erschienen war und Aufsehen erreg-

te. Aber mitten unter den vielen Büchern war ein Platz ausgespart. Der war mit Goldpapier bedeckt. Und darauf lagen — geradezu feierlich und herausgehoben — drei Bibeln. »Das ist auch Berlin!« sagte mein Freund.

Das dritte Mal begegnete mir Jesus auf der Straße am Abend. Wir kamen von meinem Vortrag. Ich war sehr müde, und der Weg zum Quartier war weit. So winkten wir eine Taxe heran und stiegen ein. Diesmal war es ein anderer Freund — ich war bei ihm zu Gast. Auf unserer Fahrt kamen wir an einem hellerleuchteten Vergnügungsort vorbei. Ich machte eine abfällige Bemerkung darüber. Da sagte der Chauffeur, der uns nicht kannte: »Ja, man sollte eben Jesus ganz ernst nehmen und nach seinem Wort leben.«

Wer Berlin kennt, der versteht, daß es uns beiden den Atem verschlug. Und mein Freund sagte: »Was sind Sie denn für ein Vogel? Sind Sie katholisch oder Zeuge Jehovas?« Mir tat — offen gestanden — diese Frage weh. Denn daraus sprach doch die Meinung: Wenn man ein offenes Zeugnis vernimmt, dann kommt es aus einem solchen Mund. Einem rechten evangelischen Christen traut man das schon gar nicht zu. So ist es!

Aber der Chauffeur antwortete nur: »Kennen Sie einen katholischen Gott?« Und wiederholte: »Man sollte Jesus ernst nehmen und nach seinem Wort leben.«

Da waren wir am Ziel. Während mein Freund im Schein einer Laterne das Geld zusammensuchte, drückte ich dem Chauffeur die Hand: »Ich freue mich, daß ich den Namen meines Herrn hier in Berlin hörte.«

Nun war das Staunen an ihm: »Ja, kennen Sie Jesus?« Und als ich antwortete: »Ich kenne Ihn und gehöre Ihm«, da freute er sich herzlich.

Nur ein Strich

Silbernes Licht leuchtet über dem Bodensee.

Ich habe viele herrliche Seen auf meinen Reisen erlebt. Aber dies wunderbare silberne Leuchten habe ich nur am Bodensee gefunden.

Wasserburg ist eine Halbinsel, die sich in sanftem Bogen in den See hinausschwingt. Es gibt da einen lauten Landeplatz für die Schiffe. Da wimmelt es von Kurgästen, und aus den Gasthäusern ertönt das Radio.

Es gibt dort aber auch eine alte, kleine Kirche dicht am See. Um die Kirche herum liegt ein Friedhof.

Hier ist es ganz still. In Rot und Blau und Gelb prangen die Blumen auf den Gräbern. Schweigend gehen wir durch die Reihen der Schläfer bis an die niedrige, grünbewachsene Zinnenmauer, die den Friedhof gegen den See abschließt.

Heiß sind die Steine von der Sonne. Es ist schön, seine Arme auf den Mauerrand zu legen und in den Silberglanz hinauszusehen. Es ist ganz still. Nur leise plätschern die Wellen gegen die Steine. Neben mir steht meine Begleiterin, eine Diakonisse. Sie hat mich an diesen wundervollen Platz geführt. Sie kennt ihn von Jugend an; denn nicht weit von hier steht ihr Elternhaus.

Auf einmal zeigt sie in das Wasser unter uns und sagt: »Hier hat sich mein Leben entschieden!«

Ich schaue in das klare Wasser. Und sehe etwas Seltsames: Da liegen alte Grabsteine. In früheren Zeiten hat man wohl, wenn man Platz für neue Gräber brauchte, die alten Steine einfach in den See gestürzt. Da liegen sie nun zwischen den Ufersteinen. Wenn das Wasser klar ist, kann man die Inschriften noch lesen.

Und die Diakonisse erzählt: »Hier habe ich als junges Mädchen einmal gestanden. Mein Blick fiel auf einen der

Grabsteine. Der Name war verwittert. Aber die Jahreszahlen waren noch zu lesen: 1789- 1821. Und da durchfuhr es mich auf einmal: Der Strich zwischen den zwei Zahlen — das war ein ganzes Menschenleben. Nur ein Strich! Mehr ist unser Leben nicht! Ein Strich zwischen zwei Zahlen — so wenig! Und da ging mir auf, welch eine Verantwortung wir haben, — die ungeheure Verantwortung, aus diesem armseligen Strich etwas zu machen ... Ja, da habe ich mein Leben dem Heiland übergeben, und ich habe mich entschlossen, dies arme kleine Leben in Seinen Dienst zu stellen. So wurde ich Diakonisse ...«

Eine Viertelstunde später gingen wir über den Landeplatz, wo ein fröhliches Gewimmel von Kurgästen war. Es quälte mich der Gedanke: »Wissen die eigentlich, was ihr Leben ist? Ein Strich zwischen zwei Zahlen. Was werden sie aus diesem Strich machen?«

Und ich selbst? Ich begriff, daß es etwas ganz Großes ist, wenn Gott aus diesem armen Strichlein etwas macht »zum Lobe seiner Herrlichkeit«.

12.80

Pastor Wilhelm Busch erzählt von Menschen,
denen er in seinem ereignisreichen Leben
begegnet ist: Vätern und Müttern, Bergarbeitern
und Artisten,
Industriebossen und
Strafgefangenen,
Gesunden und
Kranken,
Alten und Jungen.
Ganzen Generationen
hat dieser weit über
Deutschland hinaus
bekannte Evangelist
und volkstümliche
Prediger aus Essen das
Evangelium von Jesus Christus
überzeugend nahegebracht.
Dieser Auswahlband mit 50 Erzählungen
bietet viele Beispiele für seine lebendige
und packende Sprache.

